Staatl Bibliothek
Regensburg

Philos. 6.

Zur

Königl. Bibliothek
zu
Königsberg.

Miscellaneen
für
Menschenkenntniß
und
Moralität.

Von

Philipp Christian Wilhelm Morus.

Ansbach,
zu finden bey dem Verfasser 1799.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Jedem, der mich kennt und weis in welche traurige Lage ich durch eine langwierige Augenkrankheit versetzt bin, muß es natürlicher Weise höchst befremdend seyn, wenn ich hier als Schriftsteller auftrete. Ich kann hierüber keinen bessern Aufschluß geben, als wenn ich sage, daß eben meine Augenkrankheit, mir dazu Veranlassung gab. Unvermögend durch Lectüre meine Kenntniße zu erweitern, ergrief ich die Feder als das einzige Werkzeug, mit welchem ich noch einigermassen mich zu beschäftigen im Stande war und so entstanden

denn mehrere Arbeiten, von welchen ich hier die neuesten vorlege. Da ich nicht lesen konnte, so mußte ich mich blos auf solche Arbeiten einschränken, denen ich allein ohne fremde Beyhülfe gewachsen zu seyn glaubte. Meine Absicht hierbey ist nicht künftigen Schriftstellern Muster zu geben, sondern meine Leser durch die Darstellung ächt tugendhafter Handlungen in ein unterhaltendes Gewand gekleidet, zum Eifer für wahre Tugend zu entflammen. Vielleicht gelingt es mir auch zugleich durch eine ungekünstelte Schreibart, der ich mich allenthalben befleisigte, jungen Leuten bey der Ausbildung ihrer Muttersprache an die Hand zu gehen.

Ansbach am 24. Aug. 1798.

Der Verfasser.

Miscellaneen

für

Menschenkenntniß und Moralität.

Inhalt.

I. Hauptmann Rosenberg, eine Geschichte in Briefen.

II. Pfarrer Hilmar oder der glückliche Gatte und Vater, ein Gemählde häuslicher Freuden.

III. Luise Herwich, oder die belohnte Tugend.

IV. Emilie Tillrot und Sophie Waltau, oder die stiefschwesterliche Liebe.

V. Karoline Tau.

VI. Scenen aus dem Leben Heinrichs von Ottenwalt.

I.

Hauptmann Rosenberg,

eine

Geschichte in Briefen.

Erster Brief.

Hauptmann Rosenberg an den Pfarrer Wehrmann.

Theuerster Freund!

Heute ists gerade acht Tage, daß ich den dümmsten Streich in meinem ganzen Leben gemacht habe! Ich, sonst der größte Weiberfeind in ganz B. habe mich — kannst du es glauben? — sterblich verliebt; verliebt in eine Person, die meine Liebe weder erwiedern kann, noch

noch darf! Unbegreiflich ists mir selbst, wie mein Herz, das sonst nur für Waffengetümmel empfänglich war, nun auf einmal den sanften Empfindungen der Liebe einen so freyen Eingang verstattet. Für minder unzugänglich hielt ich mein Herz, da ich noch in den Jahren des Jünglings war, und doch gelang es damals keiner Schönen einen tiefen und bleibenden Eindruck auf mich zu machen. Nun aber, da ich eben im Begriff war, zur Fahne der Hagestolzen zu schwören, rächte sich Amor so grausam an mir, daß er mich zwingt ohne Hofnung zu lieben. — Du erräthst wohl leicht, inniggeliebtester Freund, daß der Gegenstand meiner unglücklichen hofnungslosen Liebe, ein Weib ist, das alles in sich vereint, was erfordert wird, mich zu ihren Sclaven zu machen. Ihr gebildeter Verstand, ihr lebhafter Witz, ihr gefühlvolles Herz und ihre blühende Schönheit, reissen ieden, der sie kennt, zur stummen Bewunderung dahin. Alle die sie sehen, huldigen ihren Reizen und ein Heer von Anbethern wimmelt um sie her, sobald man sie auf einem Spaziergange oder auf einem Ball erblickt. Henriette Billwitz ist ihr

Na-

Name. Erst seit einem halben Jahre führt sie diesen Namen. Ihr Vater ist der Amtmann Vogel zu S. Ihr Mann, der Kriegsrath Billwitz, ist gerade das Gegentheil von ihr. Stolz auf seinen Reichthum lebt er unabhängig von der ganzen Welt ohne Amt von seinen Renten. Eigendünkel und Selbstsucht sind herrschende Züge in seinem Charakter. Dummdreist urtheilt er über alles, was ihm vorkömmt. Unberuffen mischt sich der unruhige Kopf in fremde Angelegenheiten, und giebt sich fast immer die größten Blössen, weil er nirgends etwas gründliches versteht. Sein Reichthum soll wie ich höre, die einzige Ursache seyn, weßwegen ihm der Amtmann Vogel seine Tochter zur Ehe gegeben hat. Einige Spiele, zu welchen wenige Anstrengung der Seelenkräfte erfordert wird, sind seine tägliche Beschäftigung. Ich kann nicht begreifen wie Henriette, die edelste und liebenswürdigste ihres Geschlechtes, mit diesem Manne glücklich leben kann. Er ist, wie ich schon bemerkt habe, ganz kalt gegen sie, schränkt sie aber, was das Beste ist, nicht im mindesten ein. Meine zweyte Schwester, die verwittwete von Wallroth

roth ist fast ihre einzige Gesellschafterin. Bey ihr habe ich sie vor ohngefähr zwey Monaten kennen gelernt. In ihrer Unterhaltung fand ich zuerst das, was ich bei allen ihres Geschlechtes bisher vermißte. Sie versteht die Kunst den feurigen Jüngling plötzlich zu ihrem Anbeter, und den gesetzten Mann fast eben so schnell zu ihrem Verehrer zu machen. Schon meine erste Zusammenkunft mit ihr, flößte mir Hochachtung für sie ein. Heute vor acht Tagen sprach ich sie zum zweitenmal auf meinem kleinen Landguthe, das ich erst vor drei Wochen gekauft habe. Ich war nach dem Mittagsessen hinausgeritten, und hatte eben einige Gartenarbeiten verrichtet, als sie mit meiner Schwester daher gefahren kam. Ich erkannte sie von weitem und fühlte in meiner Brust eine noch nie empfundene Beklommenheit. Eine mir ganz fremde Zaghaftigkeit bem chtigte sich meiner Seele, und ich hatte Mühe meine Verlegenheit über ihre Ueberraschung zu verbergen. Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten bot ich ihr halb schüchtern meinen Arm und führte sie in meinen Garten, wo sie alles sehr geschmackvoll ange-

legt

legt fand. Der ehmalige Besitzer meines Landsguthes war ein reicher Edelmann, der in der That die Schönheiten der Natur durch Kunst zu erhöhen verstand. Ein kleines, auf einem freien Platz, von ihm angelegtes Theater gefiel der Kriegsräthin vorzüglich sowohl, daß ich ihr versprechen mußte, es in guten Stand zu erhalten. Die reitzende Aussicht von einem bemooßten Hügel entzückte sie so, daß eine Freudenthräne in ihrem Auge glänzte. Gott! sagte sie mit einem Seufzer, immer war es mein Wunsch auf dem Lande zu leben, und itzt muß ich meine Tage in einer so geräuschvollen Stadt zubringen!! Dieser Ausruf machte mich, da ich bisher nur immer abgebrochene Worte gesprochen hatte, nun auf einmal beredt. Ich lud sie mit der ganzen Zustimmung meines Herzens so dringend ein, daß sie mir dankbar die Hand drückte, und mich fast ganz dadurch aus meiner Fassung brachte. Von diesem Augenblick an, verwandelte sich meine Hochachtung gegen sie in Liebe. Ihr warmes Gefühl für Naturfreuden machte sie in meinen Augen, wo möglich, noch größer und erhub sie zur unumschränkten Gebieterin meines Herzens.

Mei-

Meine Schwester, die eine Abendmahlzeit besorgte, ließ mich über eine Stunde mit ihr allein, und ich genoß hier in ihrer Gesellschaft Freuden, für welche ihr Gatte wohl schwerlich einen Sinn hat. Wir bemerkten beide soviel Uebereinstimmendes in unserer Denkart, in unsrem Geschmack und in unserem Gefühle für das Wahre und Schöne, daß wir uns nicht genug darüber verwundern konnten. Sollte man doch glauben, rief das reitzende Weibchen mit vieler Heftigkeit aus; sollte man doch glauben, wir wären Bruder und Schwester, so gleichförmig denken wir! — Ich gab ihr mein Vergnügen darüber zu erkennen und fragte mit einem Tone, der ihr gewiß mein ganzes Herz verrieth, ob sie es zufrieden wäre, wenn sie mich zum Bruder hätte? Auf diese Frage antwortete sie mir mit einem raschen o! ja. Dankbar ergrif ich ihre schöne Hand, küßte sie mit Wärme und wurde in ihren strahlenden Auge eine Thräne gewahr, die sie mir durch einen zur Erde gesenkten Blick zu verbergen suchte. Ihre Hand zitterte in der meinigen und ein sanftes Roth überzog ihre Wangen. Einige Minuten sassen wir so in einem

Zu-

Zustand, welchen zu beschreiben, alle Sprachen zu arm an Worten sind. Ueberwältigt von der Allmacht der Liebe, schlang ich traulich meinen Arm um sie und drückte den ersten Bruderkuß auf ihre bebenden Lippen. Ihr Busen klopfte heftig und sie suchte sich halb ängstlich meiner Umarmung zu entziehen. Gerade zur rechten Minute kam itzt mein Bedienter und rief uns zur Abendmahlzeit. Schweigend und gleichsam mit furchtsamen Schritten folgte sie mir in den Gartensaal, wo uns meine Schwester recht artig bewirthete. Die Kriegsräthinn saß mir hier gerade gegenüber. Sie sprach wider ihre Gewohnheit sehr wenig, und wurde beinahe verwirrt, wenn mein Blick dem ihrigen begegnete. Sie schien es zu merken, daß ich schon mehr, als Freundschaft für sie fühlte, und betrug sich daher etwas zurückhaltender. Diese Zurückhaltung machte sie in meinen Augen noch liebenswürdiger und machte mich ganz zu ihren Sclaven. Nach dem Essen giengen wir noch eine halbe Stunde auf den bemooßten Hügel, vergnügten uns an dem prächtigen Schauspiel der untergehenden Sonne, und stiegen dann beym Aufgang des Mondes

in den Wagen, um wieder in die Stadt zu fahren. So ungern ich auch sonst fahre, so gab ich doch dießmal meinen Bedienten mein Reitpferd und setzte mich zu meiner schönen Kriegsräthin. Meine Schwester machte große Augen darüber und sagte, daß sie es einzig der Frau Kriegsräthin verdanke, daß sie einmal so glücklich sey, ihren Herrn Bruder bei sich im Wagen zu sehen. Ich mußte nun auch einige kleine Sticheleien hören, die ich aber ohne Widerrede ertrug. Ein Druck von der Hand meiner schönen Begleiterin wog die Bitterkeit dieser Vorwürfe weit auf. Ich wünschte, daß mein Landgut, das nur eine Stunde von der Stadt entfernt ist, drei Stunden davon entfernt seyn möchte, so angenehm war mir diese Fahrt. Da es nun nicht in meiner Gewalt stand, uns mit Wagen und Pferden so weit zurück zu versetzen, so befahl ich wenigstens dem Kutscher recht langsam zu fahren, damit wir diesen Abend ganz in seiner Schönheit geniessen könnten. Die schöne Kriegsräthin, eine eben so enthusiastische Verehrerin des Mondes, als ich, schwam im Entzücken, bey dem Anblick der rings um sie her, so wohlthätig erleuchteten

ten Gefilde. In der Hofnung es noch zu vermehren, zog ich meine Flöte aus der Tasche und bließ, was mir meine damalige Seelenstimmung eingab. Ich merkte bald, daß ich meinen Endzweck erreicht hatte. Die Gebieterin meines Herzens war ganz Ohr und ihre Blicke hiengen an meinen Lippen. Da ich aufgehört hatte zu blasen, so fragte sie mich, ob mir der Wechselgesang Selma und Selmar bekannt wäre, und began ihn sogleich, als ich es beiahte. Gott! wie bebte mein Herz, als ich hier ganz in die Lage ihres Geliebten versetzt wurde, der ich so gern seyn möchte! Ich war froh, da es zu Ende war, denn ich war so bewegt, daß ich kaum noch zu singen vermochte. Wir waren indessen schon ziemlich nahe an die Stadt gekommen, und ich hatte sie gewiß noch nie mit einem finsteren Blick angesehen, als dießmal. Ich verwunderte mich selbst und konnte die Macht der Liebe auf keine Weise verkennen. Halbängstlich sah ich das Haus der Kriegsräthin und zitterte beinahe vor dem Augenblick, in welchem wir daselbst anlangen würden. Kugel und Karteschenfeuer hatten mich nicht in Furcht gesezt, aber die

Liebe machte mich zittern! Ich betrug mich so linkisch, da ich die Kriegsräthin aus dem Wagen hob, daß ich mich vor mir selbst schämte. Erst da sie mir mit einer liebevollen Miene für das ihr gemachte Vergnügen dankte, faßte ich mich ein wenig und bat sie gewiß ohne Heuchelei bald wieder einen Abend mit uns auf meinem Landguthe zuzubringen, welches sie mir auch heilig versprach. Sobald ich auf mein Zimmer kam, so befand ich mich in einer Unruhe, die ich mir gar nicht erklären konnte. Tausendmal rief ich mir jene Scene auf dem Hügel ins Gedächtniß zurück, und fand, bei dem Gedanken an sie, ein ganz ausserordentliches Wohlbehagen. Hier dachte ich in meinem ganzen Leben das erstemal an das Wohlthätige der Erinnerungskraft, und philosophirte so für mich bis in die Mitternacht. Die ganze Nacht hindurch beschäftigte ich mich schlafend und wachend mit meiner schönen Kriegsräthin, und erst am Morgen, da meine Vernunft wieder in ihre alten Rechte trat, wurde ich mit Schrecken gewahr, wie thöricht ich handelte, daß ich eine Leidenschaft nährte, die ich doch als rechtschaffener Mann niemals befriedigt sehen

konn=

konnte. Ich gab mir alle Mühe sie zu bekämpfen, unternahm Nachdenken erfordernde Geschäfte, mischte mich unter lärmende Bachanten, war aber doch immer nie mit ganzer Seele da, wo ich wirklich war. Es gieng mir wie in meinen Knabeniahren, da mir mein Vater versprach, daß er mich auf die Jagd mitnehmen wollte, wenn ich meine Lection gut gelernt haben würde. Ich setzte mich damals voller Eifer zum Lernen hin, dachte aber schon immer dabei an Flinte und Haasen, und war nie im Stande, meine Aufmerksamkeit ungetheilt auf meine Lection zu richten. Gerade so geht es mir mit dem Gedanken an die Kriegsräthin. Immer drängt er sich mir auf, und vorzüglich auf meinem Landguthe, das mein liebster Aufenthalt ist. Der Wunsch sie bald wieder daselbst zu sehen, erwacht täglich in mir wieder von neuem, und ich glaube mir auch dieses Vergnügen gewähren zu dürfen, da ich fest entschlossen bin, sie nur mit Augen der Freundschaft zu sehen. Die Gegenwart meiner Schwester wird mir dabei am förderlichsten seyn. Gott! warum lernte ich doch dieses bezaubernde Geschöpf nicht eher kennen! Billwitz ist

wahrlich viel zu albern, als daß er ihre Vorzüge zu schätzen wüßte. Wenn es wahr ist, daß harmonische Denkart der Ehe größtes und höchstes Gut ist, so ist es mir unbegreiflich, wie dieses Paar glücklich mit einander leben kann. Sie, eine kluge einsichtsvolle Frau; er, ein dummer einfältiger Tropf; sie, die Bescheidenheit selbst; er, ein stolzer und aufgeblähter Mann; sie, eine gefühlvolle Zärtlichkeit heischende Seele; er, ein fühlloser unbeweglicher Klotz! Wie ist hier wohl an eine häusliche Glückseligkeit zu denken? — Urtheile selbst, bester Wehrmann, und versage dein Mitleid einem Weibe nicht, die allein werth ist deiner fürtreflichen Gattin an die Seite gesezt zu werden. Zwar hat sich die Kriegsräthin noch nichts gegen mich merken lassen, aber der auffallende Contrast, der zwischen ihrem und ihres Mannes Charakter herrscht, bestätigt mich in meiner Vermuthung leider nur allzusehr. Sie ist zu klug und zu edel, um itzt schon in laute Klagen auszubrechen, und verschließt daher ihren Kummer in sich selbst. Meiner Schwester, die ihr unbegränztes Zutrauen besitzt, hat sie schon vor einiger Zeit bekannt, daß mehr das dringende

Ver-

Verlangen ihres Vaters, als die Liebe, sie bei ihrer Wahl geleitet hätte. Welch ein trauriges Bekenntniß aus dem Munde eines so jungen Weibes! Ist das Opfer, das sie hier dem Gehorsam gegen ihren Vater brachte wohl nicht zu groß? Trauriges Loos eines Mädchens, das dem Unverstand oder der Grille ihres Vaters, ihre häusliche Glückseligkeit aufopfern soll! Zu einer solchen Aufopferung könnte ich mich nimmermehr entschliessen. Schon der Gedanke daran scheint mir Entweihung des menschlichen Freyheitsgefühls und Huldigung des Sclavensinns zu seyn. O! wie schlägt in diesem Augenblick mein Herz so feurig, so feurig für die unglückliche getäuschte Kriegsräthin! O! könnte ich ihr Retter seyn! Gewiß Freund, wenn du das edle Weib nur iemals gesehen und gesprochen hättest, du würdest eben so sehr um sie bekümmert seyn, als ich. Die ganze Welt wird mir zu enge, wenn ich denke, daß dieses fürtrefliche Weib, leidet, und ich außer Stand gesezt bin, ihr zu helfen. Gott! wäre sie die Meinige, wie wollte ich mich bemühen ihr das Leben zu versüssen! Sollte ich mich noch iemals entschließen können zu heurathen,

 so

so soll nur ein Mädchen von ihr erkohren, meine Gattin werden. Vielleicht findet sie eine unter den Töchtern des Landes, die ihr ähnlich ist, und dann bin ich der glücklichste Mann! Ist eine von ihren Freundinen meine Gattin so kann auch ich mit ihr in der engsten Freundschaft leben, und vielleicht etwas dazu beitragen, ihr ihre Tage angenehmer zu machen. O! glückliches Spiel einer lebhaften Phantasie! Wie entzückst du den Sterblichen, und rückst ihn der Gewährung seines heisesten Wunsches so nahe! Möchte doch dieses schöne Traumbild zur Wirklichkeit werden! Doch ich will aufhören Deine Geduld, bester Wehrmann, noch länger zu mißbrauchen. Verzeihe einem Freunde, der gewohnt ist Dir alle Empfindungen seines Herzens mitzutheilen, wenn er dießmal in einer für ihn so interessanten Angelegenheit sich minder kurz faßte, als es vielleicht Deine beschränkte Zeit heischt. Versichere Deine theure Gattin von meiner ungeheuchelten Achtung und Freundschaft, lebe glücklich und erfreue bald mit einem Schreiben

Deinen

Dich zärtlichliebenden
Fritz Rosenberg.

Zweyter Brief.

Henriette Billwitz an ihre Schwester Karoline Vogel.

Beste Schwester!

Nach langem Zaudern setze ich mich mit Thränen in den Augen nieder, um meine Klagen in Deinen theilnehmenden Busen auszuschütten und meinem gepreßten Herzen dadurch Luft zu machen. O! Karoline, in welch ein schreckliches Labyrinth von Jammer und Elend habe ich mich durch meine Heurath gestürzt! Ich, sonst das munterste Mädchen in unserem ganzen Dorfe, schleiche nun, da ich noch nicht einmal ein Jahr verheurathet bin, traurig umher, und ieder Spiegel zeigt mir, statt der blühenden Farbe der Gesundheit, Todesblässe auf meinen Wangen. Schreckliche Veränderung! möchte sie doch nur in meiner Einbildung gegründet seyn, aber sie ist leider nur allzuwahr. Meine einzige treue Freundin, die Frau von Wallroth, hat sie schon öfters an mir wahrgenommen, aber noch immer habe ich die

Ursache derselbigen in mich verschlossen. Du, zärtlichgeliebteste Schwester, sollst meine erste und einzige Vertraute in meinen Leiden seyn; Dir will ich sie erzählen, um vielleicht dadurch ähnliche von Dir abzuwenden. Wisse also meine Theure, daß Billwitz, mein mir so ganz unähnlicher Gatte, der Grund und die Ursache alles meines Unglücks ist. Wie konnte doch der Reichthum unsern, sonst so guten und klugen Vater, so sehr verblenden, daß er mich überredete einen Mann zu heurathen, der für sein Reitpferd und für seine Hunde weit mehr fühlt, als für seine Gattin? Macht denn Reichthum allein schon glücklich? Ich sitze hier auf einem prächtigen Soffa, die schönsten Mobilien stehen um mich her, Kammerjungfer, Bediente, Kutsche und Pferde sind zu meinen Diensten bereit, und ich bin mitten in diesen Herrlichkeiten nichts weniger, als glücklich. In einer niedrigen Hütte und bei mäßigem Auskommen an der Hand eines zärtlichen Gatten wär ich gewiß beneidenswerther, als itzt. Schon das Stadtleben ist mir unangenehm und lästig. Die hochgepriesenen Freuden der Stadt haben für mich wenig Reitz. Demohngeachtet wollte ich

mich aber doch gerne in meine Lage finden lernen, wenn ich nur in meinem Hause diejenige Glückseligkeit anträfe, die ich mir von der ehelichen Verbindung versprach. Aber daran ist bei mir gar nicht zu denken. Mein Mann ist des Tages kaum zwey Stunden im Hause und sizt auch wohl die halbe Nacht beim Spieltisch. Sein Betragen gegen mich ist äußerst kalt, und alle Versuche ihn zu fesseln, schlagen fehl. Er kommt meistens verdrüßlich zu mir und der Faden unserer Unterhaltung reißt alle Augenblicke ab. So gefühllos sein Herz ist, eben so leer ist sein Kopf. Unempfänglich für die Freuden der Musik, klatscht er mitten in dem Zimmer, wo ich die fürtreflichsten Piecen spiele, mit der Jagdpeitsche, oder geht wohl gar weg, wenn ich das Klavier öfne. Alles, was für mich Interesse hat, nennt er Kindereyen und Narrenspossen. Häusliche Eingezogenheit nennt er Klosterleben, und Besuchung des Gottesdienstes, dumme Andächtelei. Ueber eine kurze Unterredung mit dem Weib eines Taglöhners' gab er mir einen ziemlich derben Verweiß' sprach von Niederträchtigkeit und niedriger

Denk-

Denkart und konnte kaum aufhören von dieser unbedeutenden Sache zu reden. Du siehest hieraus, liebe Schwester, den gränzenlosen Stolz eines Mannes, der der Welt viel weniger nüzt, als ein fleißiger Taglöhner. Unbegreiflich ist es mir, wie er den ganzen Tag mit Spielen, Reiten, Fechten und Jagen zubringen kann. Er kennt keine ernsthafte Beschäftigung und treibt sich daher nur immer im Kreise fröhlicher Brüder umher. Er geht meistens mit Adelichen um, und bezahlt ihnen, wie ich höre, die Erlaubniß sich in ihrer Mitte brüsten zu dürfen, öfters sehr theuer. Gott, höre ich Dich verwunderungsvoll ausrufen, welch ein Mensch! und dieß ist der Gatte meiner Schwester, der vom Vater ihr Erwählte? Ja, theuerste Karoline, ein solcher erbärmlicher, sich selbst widersprechender Schwächling ist mein Mann. Stolz überhebt er sich über seines Gleichen und drängt sich unter Leute, die voll Verachtung auf ihn herabsehen, und, ihn nur deßwegen unter sich dulden, weil er immer eine gespickte Börse hat. Er ist im höchsten Grad Verschwender, und ich muß, wenn er so fortfährt, gewiß am Ende mit ihm betteln. Sein Hang zum Trunk macht mir

ihn

ihn vollends unausstehlich. Die Freundlichkeit, mit welcher er mir in der Besoffenheit begegnet, macht mir wahre Seelenangst, und ich ziehe ihr seine Gleichgültigkeit in nüchternen Stunden weit vor. Gott! wie bebte ich von ieher vor einem Betrunkenen zurück, und itzt muß ich einen Mann zum Gatten haben, der eben diesem Laster ergeben ist, das ich so sehr verabscheue. — Doch ich will aufhören das Gemählde der Thorheiten und Laster meines Mannes zu vergrößern. Das bereits Gesagte wird hinlänglich seyn, meine Klagen zu rechtfertigen. Ueberdenke selbst, liebe Schwester, alles das, was ich Dir hier geschrieben habe, versetze Dich in meine Lage und urtheile dann, was für Empfindungen bei dem Gedanken an unsern Vater in mir entstehen müssen. Fern sey es iedoch von mir ihm Vorwürfe zu machen. Verheele Du vor ihm und unserer guten Mutter diesen Brief, er könnte ihnen Kummer machen. Ich will standhaft leiden, Gott wird mich stärken und mir Kräfte verleihen, mein Elend zu ertragen. Kannst du Dich überreden, beste Karoline, ein Zeuge meines Jammers zu seyn, so komme ein paar Monate zu

mir. Tröstlich und belebend ist mir schon itzt der Gedanke, dich bei mir zu sehen. Ich weiß, wie fest unsere Herzen von ieher durch die zärtlichste Liebe verbunden waren, und hoffe daher, daß Du mir meine Bitte nicht versagen wirst. Lebe wohl und glücklich, meine Beste, und erfülle bald den Wunsch

Deiner

unglücklichen Schwester
Henriette Billwitz.

Dritter Brief.

Pfarrer Wehrmann an den Hauptmann Rosenberg.

Deinen Brief, lieber Hauptmann, erhielt ich eben, da ich mit meiner Sophie in der Laube unseres Gärtchens saß. Ihr ganzes Betragen sagte mir, daß sie etwas auf dem Herzen habe, ich stellte mich aber, als wenn ich es nicht bemerkte, und las ihr Deinen Brief vor, weil ich vermuthen konnte, daß er kein Geheimniß für sie enthalten würde. Nach Endi-

gung desselben rief das gute Weib mit einem tiefherausgeholten Seufzer aus; o Liebe! wie schaffst du doch dem Einen so unnennbare Freuden und dem Andern so zahllose Leiden! Dieser Ausruf, machte in meiner damaligen Seelenstimmung einen tiefen Eindruck auf mich. Meine Sophie nahm ihn wahr, und sagte mit einiger Heftigkeit; wenn die Liebe auf den edeln Hauptmann so mächtig wirkt, daß er ihr kaum Widerstand leisten kann, wie soll erst ein schwaches Mädchen einer so mächtigen Leidenschaft die Spitze zu bieten, im Stande seyn? Diese Worte waren mir dunkel, und ich bat daher meine Gattin, ihrem Wunsche gemäß, um Aufklärung. Sie erzählte mir nun mit einer Thräne des Mitleids im Auge, daß heute Morgens die Tochter unsers Schulmeisters bei ihr gewesen wäre, ihr ihre Liebe zu dem Sohn des Schulzens vertraut, ihr aber auch zugleich mit einem Strom von Thränen geklagt hätte, daß weder seine, noch ihre Eltern in die Verbindung willigen wollten. Ich habe ihr, fügte sie hinzu, gerathen, sich nach dem Willen ihrer Eltern zu bequemen, aber mein Rath brachte sie beinahe zur Verzweif-

lung. — Ich merkte nun wohl, warum mir meine Gattin dies erzählte, und wußte auch, weswegen sie mir dießmal ihren Wunsch mit einem solchen Umschweif eröfnete. Vor ohngefähr einem Jahr hatte ich mich auch schon einmal bereden lassen, mich in Heurathsangelegenheiten zu mischen, hatte mir es aber, weil es damals übel ausschlug, fest vorgenommen, mich sobald nicht mehr ohne Noth damit einzulassen. Dieser Vorsatz war bei meiner guten Sophie noch im frischen Andenken. Sie suchte mir deßwegen auf eine etwas entferntere Art beizukommen, und wußte mir gar fein das Versprechen mit dem Schulmeister von dieser Sache zu reden, abzulocken. Die Freude, die ihr bei meinem Entschluß aus den Augen strahlte, war ein mächtiger Sporn für mich, und ein feuriger Kuß eine einstweilige Belohnung. Dieß, eine Scene meiner häuslichen Glückseligkeit! Ich hoffe sie soll Dir nicht ganz unwillkommen gewesen seyn; denn sie stellt dir, auf der einen Seite, meine Sophie als ein, für fremde Leiden so empfängliches Weib dar, und macht dich auf der andern mit zweien Liebenden bekannt, für deren

Empfindungen Du itzt vielleicht allzuviel Gefühl haben magst. Da ich noch Feldprediger war, hätte ich Dir freilich nichts solches auftischen dürfen. Welche Veränderung! — Meine Frau wünscht die glückliche Sterbliche zu kennen, der es gelang einen so stolzen Rosenberg zu fesseln. Sie hält sie für ein Ideal weiblicher Vollkommenheit und erkühnt sich nicht, sich mit ihr zu messen. In der That muß die Kriegsräthin ein Weib sonder Gleichen seyn, wenn das Gemählde treu ist, welches Du mir in Deinem Briefe von ihr entworfen hast. Entrüste Dich nicht über diese Voraussetzung, mein Bester, sondern bedenke mit ruhiger Ueberlegung, ob nicht die Liebe Dir bei der Verfertigung jenes Gemähldes den Pinsel führte? Der Uebergang von einer stoischen Unempfindlichkeit zu einer kleinen Schwärmerei ist Personen von Deinem Temperament sehr natürlich. In Deine Darstellung des Charakters des Kriegsraths setze ich, mit Deiner edeln Denkart vertraut, gar keinen Zweifel, sondern glaube vielmehr, daß Du ihn noch zu gelind hast durchschlüpfen lassen. Ich zittere mit Dir für das Schicksal seines edlen Weibes. Wie glück-

licher wäre doch dagegen ihr Loos in Deinen Armen gewesen! Gewiß, Freund, noch niemals habe ich so viel und so ernsthaft über Liebe und eheliche Verbindung nachgedacht, als in diesen Tagen, wo ich mich fast immer im Geiste mit Dir beschäftigte. Es ist sonderbar, daß viele, Liebe für einen der Unterhaltung schämenswerthen Gegenstand halten. Die Tochter schämt sich, es ihrer Mutter, die doch ihr engstes Zutrauen verdient, zu gestehen, daß sie liebt. Vater und Sohn, die doch in der genauesten Verbindung stehen, gerathen beide in Verlegenheit, wenn sie von ohngefähr auf das Kapitel von der Liebe kommen. Welcher Unsinn! Ist denn die Liebe, womit das Weiseste der Wesen, Menschen an Menschen zur Erleichterung ihrer irdischen Mühseligkeit kettet, etwas, dessen man sich zu schämen braucht? Hat denn das sanfte Mädchen mit der weichgeschaffenen Seele etwas verbrochen, dessen sie sich zu schämen hat, wenn der blühende Jüngling einen unauslöschlichen Eindruck auf sie macht? War sie den Meisterin dieses mächtigen Eindrucks? Konnte sie ihn denn verhindern? — Möchten doch, dieß alle Liebenden

be-

bedenken, so würde sich gewiß ihre unzeitige Scham bald verlieren. Wie nützlich könnte oft die Mutter der Tochter werden, wenn sie die Vertraute ihrer Liebe wäre. Heilige, reine Liebe könnte in ihrer Gegenwart gefördert werden, da hingegen heimliche nicht selten nächtliche Zusammenkünfte die Unschuld der Tochter gar gern zum Scheitern bringen. Gesetzt aber auch, die Liebenden blieben rein und schuldlos, so könnte doch gewiß die Erfahrung älterer Personen ihnen besser sagen, als sie, ob sie ganz für einander geschaffen wären, und manche Thräne über Untreue und verschmähte Liebe könnte dadurch erspart werden. Freilich aber müssen vor allen Dingen Eltern auf einen ganz andern, als dem gewöhnlichen Fuß, mit ihren Kindern leben, wenn sie ihnen, daß ich so sage, bei Herzensangelegenheiten nützlich werden wollen. In einem Hause, wo sclavischer Despotismus, blinde Willkühr, oder wohl gar Eigensinn der Eltern, selbst schon erwachsene Kinder zum Handeln bestimmt, da ist an so etwas nicht zu zu denken. Despotismus erzeugt Sclavensinn und verscheucht das kindliche Zutrauen. Doch, ich verliehre mich zu weit

in

in Betrachtungen, die an sich gewiß unleugbare Wahrheit enthalten. Du magst es mir verzeihen, sie hier niedergeschrieben zu haben, weil die Erzählung von Deiner Liebe mir dazu Veranlassung gab. Der Vater der Kriegsräthin muß wahrscheinlich ein Tyrann in seinem Hause seyn; und daher kam ihre sclavische Unterwürfigkeit, die sie für Gehorsam hält. Sie verdient unser Mitleid. Du bist allerdings schuldig, ihr als Freundin Deiner Schwester, Dein Landguth zu einer angenehmen Zerstreuung anzubieten, ob du aber dadurch Deine Ruhe nicht aufs Spiel setzest, das ist eine andere Frage? Freund! halte Dich nicht für stärker, als Du bist, und bedenke, daß der Rückfall in eine Krankheit oft sehr gefährlich wird. Es wäre Dir vielleicht leicht in dem Herzen der Kriegsräthin Gegenliebe zu erwecken, aber was würdest Du als rechtschaffener Mann für einen Gewinn davon haben? Würdet ihr euch beide nicht selbst bedauern müssen, daß ihr so schwach waret, eine Leidenschaft genährt zu haben, die euch, weil ihr sie nicht befriedigen könnt, zur Qual wird? Du besitzst Stärke des Geistes genug, Dich

selbst

selbst zu beherrschen. Bediene Dich ihrer im Ernst, so wirst Du Sieger seyn, ehe Du es selbst wähnest. Vielleicht führt Dir der Himmel bald ein Mädchen zu, das Deiner Liebe würdig ist, und dann genießt Du ungestört ein Glück, worüber sich niemand mehr freuen wird, als

Dein

treuer
Rudolph Wehrmann.

Vierter Brief.

Eleonore Vogel an ihre Tochter Henriette Billwitz.

Unglückliche Tochter!

Zürne nicht über Deine Schwester, daß sie mir durch ihren Kummer und durch ihre Thränen, wider Deinen Willen das endeckte, was ich leider, schon lange ahndete. Karoline verdient Deine schwesterliche Liebe und Dein ungetheiltes Zutrauen. Das gute Mädchen härmte sich ab, und wollte mich lange nicht zur Theil-

nehmerin ihres Grames machen. O! meine Tochter, mit welchen peinlichen Empfindungen habe ich Deinen Brief gelesen! Zorn, Wuth, Mitleid und bitterer Schmerz bemächtigten sich meiner fast zu gleicher Zeit so heftig, daß ich alle Mühe hatte, an mich zu halten. Du weißt, liebe Tochter, wie oft ich mich über Deine Heurath mit Deinem Vater entzweit habe, weißt wie ich immer auf Deiner Seite war, und doch nichts ausrichten konnte. Sprich selbst, meine Liebe, was soll ich nun thun? Wird durch Vorwürfe, die ich ihm mache, das Geschehene, ungeschehen gemacht? oder könnte nicht vielmehr ein noch größeres Unglück daraus entstehen? Vernünftige Vorstellungen will ich ihm machen, damit er Deinen Mann an seine Pflicht erinnert, dieß, glaube ich, wird am besten seyn. Werde Du indessen nicht müde, liebe Tochter, mit den Schwachheiten Deines Mannes Geduld zu haben. Zeige Dich durch Dein Betragen über ihn erhaben, und suche nur ferner, ihn zu gewinnen, vielleicht gelingt es Dir. Dein Loos, war schon das Loos vieler Weiber, und viele wurden auch am Ende noch glücklich, wenn

sie

sie nur Klugheit genug besaßen sich in ihre Lage zu finden. Der Höchste gebe Dir diese Geduld, meine geliebte Tochter. Ihn fleht täglich darum an

Deine

treue Mutter
Eleonore Vogel.

Fünfter Brief.

Hauptmann Rosenberg an den Pfarrer Wehrmann.

Hier sitze ich, lieber Wehrmann, voll Scham und Aerger, wie ein Knabe, dem der Schulmeister den Esel angehängt hat. Gestern Abends fuhr ich mit der Kriegsräthin und mit meiner Schwester auf mein Landguth. Meine geschäftige Schwester half dem Gärtner begießen und ließ mich mit der Kriegsräthin allein in unserer anmuthsvollsten Laube sitzen. Diese für Naturreize so enthusiastische Frau zergliederte mir mit einer demosthenischen Beredsamkeit die Schönheiten, die sie vor sich sah, und machte mich ganz zum Theilnehmer ihrer Ent-

pfindungen. Gott, rief sie einmal ganz entzückt aus, wie reich ist deine Welt an Stoff zur menschlichen Glückseligkeit, und warum werden doch nur wenige ganz glücklich! Dieser Ausruf gab uns Veranlassung zu einem sehr ernsthaften Gespräch. Ich behauptete, daß die meisten Unglücklichen, wenn sie sich selbst genau ausforschen wollten, immer den Grund ihres Uebels in sich selbst finden würden. Sie gab mir Recht, fügte aber hinzu, daß es auch Leiden gebe, die uns ohne unsere Schuld von andern verursacht würden. Ich mußte ihr auch hier beipflichten, und merkte wohl, daß sie auf das durch die Hartnäckigkeit ihres Vaters ihr zugezogene Ungemach ziele. Sie sah nun einige Minuten trüb und schwermüthig um sich her, und sprach kein Wort. Ich saß auch eine lange Weile unbeweglich still und warf nur verstohlne Blicke auf das schwermüthige Weib. Ihre Wangen glühten, und ihre Lippen bewegten sich öfters zum reden, aber Thränen und Seufzer die sie iedoch sorgfältig zu verbergen suchte, erstikten ihre Worte. Mitleid und heiße Liebe erwachten bey diesem Anblick in meiner Seele, wie aus einem tiefen

Schlaf,

Schlaf, mit mächtiger Stärke. Alle Vorsätze verschwanden wie Lufterscheinungen. Ich schlang meinen Arm um sie, und machte ihr von Liebe berauscht anstatt sie zu trösten, eine förmliche Liebeserklärung. Das arme Weib gerieth dadurch etwas in Verlegenheit, faßte sich aber schnell und bestrafte mich mit den Worten: Sie vergessen vielleicht Herr Hauptmann, daß ich verheurathet bin? — Diese Frage, die sie mit einem halben Lächeln, und mit einem warmen Händedruck begleitete, brachte mich auf einmal gleichsam wieder zu mir selbst, und ich schämte mich nicht wenig über meine begangene Thorheit. Noch heute ärgere ich mich den ganzen Tag darüber, und werde es so bald nicht wagen, ihr unter die Augen zu treten. — Für Deinen lezten Brief, danke ich Dir recht sehr. Er enthält viel Wahres und ist mir ein abermaliger Beweis Deiner ungeheuchelten Freundschaft und Zuneigung. Deine Erinnerungen erkenne ich ganz für das, was sie sind und werde sie immer mehr zu nützen suchen. Dein fürtrefliches Weib küsse in meinem Namen, und überzeuge sie von der Redlichkeit meiner Wünsche, für ihr ununterbro-

nes Wohl. Laß Dir doch die Sache der beiden, von ihr begünstigten Liebenden, recht angelegen seyn, und schreibe mir bald, was Du ausgerichtet hast. Der Schulmeister wird doch Dein Wort in Ehren halten! Wär er mein Unterofficier, ich wollte ihn gewiß dazu bringen. Die Liebenden interessiren mich, ich weiß nicht warum, ganz ausserordentlich. Es ist schröcklich, wenn Seelen, die durch das Band der reinsten Liebe aneinander gekettet, von der Gottheit selbst für einander bestimmt, von Menschen getrennt werden sollen, denen es heiligste Pflicht seyn muß, ihr Bestes zu befördern! Thue ia Dein Möglichstes, bester Freund, um zu verhindern, daß nicht Eigensinn oder falscher Wahn diese Liebenden trennen. Wie belohnend muß nicht der Gedanke für Dich seyn, Schöpfer ihrer häuslichen Glückseligkeit zu werden! — Ewig

der Deinige

Rosenberg.

Sechster Brief.

Münzrath Börner an den Kriegsrath Billwitz.

Mein Bester!

Ich ergreife die Feder, um im ganzen Ernst mit Dir zu zanken, weil Du schon über zwey Jahre nicht das Geringste von Dir hören läßt. Selbst von der so wichtigen Veränderung in Deinem Hauswesen, von Deiner Verheurathung, meldest Du mir kein Wort. Ich mußte mich wahrlich schämen, da ich von fremden Leuten erst erfuhr, daß mein ehemaliger akademischer Freund Billwitz, schon fast ein Jahr lang verheurathet sey. Wär ich nicht vor vier Wochen bei meinem Schwager, dem Pfarrer zu G. gewesen, so hielt ich Dich noch immer für einen Junggesellen. Ich lernte damals Deine Schwiegerältern und Deine Schwägerin kennen, und genoß in ihrem Hause viele Ehre. Dein Schwiegervater ist durchaus mein Mann nicht. Seine Frau und Tochter aber, zähle ich unter dieienigen Menschen, in deren Umgang mir die Erde zum Himmel wird. Gott!

Billwitz, wenn Deine Henriette so ein herrliches Geschöpf ist, wie ihre Schwester Karoline, so mußt Du in ihren Armen ein Glück genießen, um welches Könige Dich beneiden: mußt der glücklichste Sterbliche seyn! — Ich glaubte sonst meine Frau über alle weibliche Wesen weit erhaben zu sehen, sobald ich aber Karoline Vogel kennen lernte, fiel mir die Binde von den Augen. Wo lebt wohl der Mann, der sich durch Großthaten des Besitzes dieses Mädchens würdig macht? Heil ihm! er wird an ihrer Seite für ieden schwer errungenen Sieg, für iedes mühsam vollbrachte Werk, und für iedes erlittene Unglück reichlich belohnt werden! — Deine fürtrefliche Schwiegermutter gab mir mit vieler Bescheidenheit zu verstehen, daß Deine Henriette noch mehr körperlichen Reitz, als Karoline hat, daß aber ihre beiden Töchter an Verstandesbildung und Charakter einander ziemlich gleich wären. Wenn es doch meine Geschäfte, und Deine weite Entfernung von mir erlaubten, Dich zu besuchen, und Zeuge Deines Glücks zu seyn! — Empfehle mich Deiner liebenswürdigen Gattin,

und schreibe bald recht viel Gutes von Deiner itzigen Lage

Deinem

treuen Freund
Börner.

Siebenter Brief.

Kriegsräthin Billwitz an Louise Dettenhain.

Theuerste Freundin!

Auf die Frage in Deinem lezten Schreiben, ob ich glücklich im Ehestande lebe, kann ich Dir leider nicht so antworten, wie ich weiß, daß Du es wünschtest. Du kennst meinen Mann, kennst mich, hast selbst geliebt und wirst also wohl leicht schließen können, in welcher unglücklichen Lage ich bin. Nicht Liebe, sondern der Wille meines Vaters machte mich zur Gattin eines Mannes, der mich dazu erwählte, weil einer seiner Spielgesellschafter, ein Freund meines Vaters, ihn dazu aufforderte. Unbekannt mit den sanften Empfindungen der Liebe, fühllos gegen die süssen Freuden der

häus=

häuslichen Glückseligkeit, schwärmt er ferne von mir, im Zirkel seiner sogenannten Freunde umher, und besucht mich nur zuweilen, wie ein Fremder, dem Convenienz Besuche zu machen zwingt, die ihm äusserst verdrüßlich und lästig sind. Es ist dieß, wie ich höre, die Sitte vieler Männer in großen Städten. Ich sprach neulich mit einer Frau, die eben so unglücklich ist, wie ich, aber nichts weniger, als das zu seyn glaubt. Sie sagt zwar, daß sie und ihr Mann sich fast in keinem Stück zusammen schickten, daß sie aber doch deßwegen glücklich lebe, weil er ihr nichts in den Weg lege, und sie nach ihrem Hang thun könne, was sie wollte. Diese Aeusserung trieb mir eine glühende Röthe ins Gesicht, die meine Gesellschafterinn durch ein lautes Gelächter noch vermehrte. Sie rieth mir zu ihr in die Schule zu gehen; aber ich dankte ihr ziemlich spröde für ihr Anerbiethen, und vermeide nun ihren Umgang recht sorgfältig. Sie verdient die Verachtung jedes edeldenkenden Weibes, und soll doch hier viele ihres Gleichen haben. Du kannst nicht glauben, meine Beste, welche Zügellosigkeit hier unter Eheleuten

herrscht.

herrscht. Frauen haben unverholen, wie Mädchen ihre Galane; eheliche Treue nennt man ein Hirngespinst, und hält sie für etwas charakteristisches einfältiger Alltagsmenschen. Zucht und Ehrbarkeit beleidigende, schamlose Kleidung ist Modetracht, und Frechheit in Mienen und Ausdrücken, gilt hier für Galanterie, feinen Weltton und Artigkeit. Immerwährendes Umherirren von einer Lustbarkeit zur andern, heißt froher Lebensgenuß, und häusliche Eingezogenheit belegt man mit dem Namen Klosterleben. Dieß, liebes Mädchen, ist ein treues Gemählde der Denkart der meisten sogenannten Leute vom Stande. Unter solchen Menschen muß Deine Henriette leben, und sich nach ihnen bequemen, wenn sie für keine einfältige Dorfnymphe gehalten werden will. Du kannst Dir leicht vorstellen, meine Theure, wie viel Selbstüberwindung es mich anfangs kostete, in Gesellschaft solcher Leute zu seyn. Das allerunausstehlichste war mir die unerhörte Schmeichelei, womit mich junge und alte, bürgerliche und adeliche Schwachköpfe zu berücken suchten. Man machte mir die Cour, lud mich auf Bälle und Assambleen, aber ich zog mich

bald

bald gänzlich zurück, weil ich an solchen Dingen kein Vergnügen fand, und achtete wenig darauf, was man von mir sagte. Nun lebe ich in stiller Eingezogenheit, in Gesellschaft weniger Edeln, und suche mich immermehr in mein Schicksal zu finden. Die verwittwete Obristlieutenanlin von Wallroth, die Schwester des Hauptmann Rosenberg, ist gegenwärtig meine treueste Freundin. Sie ist eine sehr vernünftige und kluge Dame, die, ob sie gleich das Glück gehabt hat, sich weit über ihren Stand mit einem würdigen Gemahl verbunden zu sehen, doch nichts weniger, als stolz auf diesen glücklichen Zufall ist. Sie besizt ein ansehnliches Vermögen, und wird wohl nie mehr heurathen. Ihr Bruder, der durch die Unterstützung ihres verstorbenen Gemahls, als Hauptmann eine adeliche Charge begleitet, ehrt und liebt sie, wie seine Mutter. Rosenberg ist, Dir darf ich es sagen, liebes Mädchen! in meinen Augen der fürtreflichste Mann, den ich nur je kennen gelernt habe. Er ist ohngefähr vier und dreisig Jahr alt, sehr gut gebildet und voll Anstand und Artigkeit. Seine Schwester versichert mir, er habe noch nie ge-

liebt. Sie fährt öfters mit mir auf sein Landsguth, das nur eine Stunde von hier entfernt ist, und wundert sich nicht wenig, daß er sich oft den ganzen Abend mit mir unterhält, da er sonst mit Frauenzimmern immer nur einzelne Worte spricht. Ich muß mich in der That recht zusammennehmen, um auf die Achtung nicht stolz zu werden, mit welcher mir dieser edle Mann so auszeichnend begegnet. Meine Liebe zum Ländlichen macht, daß ich mich allzeit freue, so oft mir Frau von Wallroth sagen läßt, sie wolle mit mir auf ihres Bruders Guth fahren. Der Hauptmann ist meistens schon da, wenn wir ankommen, und empfängt mich immer auf das liebreichste. Ich genieße viel Vergnügen in seinem Umgang, weil wir sehr harmonisch denken. Er ist Freund von Naturschönheiten, Musik und Dichtkunst, und ist überhaupt mehr gebildet, als Leute von seinem Stande es gewöhnlich zu seyn pflegen. Wenn ich allein mit ihm bin, so scheint er sich manchmal ganz in Gedanken zu verlieren. Oft ergreift er meine Hand, und küßt sie mit solcher Wärme, daß ich schon eitel genug war, zu glauben, er möchte mehr als Freundschaft

für mich fühlen. Es sollte mir leid thun, wenn ich eine Leidenschaft in ihm zu erregen vermögend wäre, die ohnfehlbar in unserer Lage seine Ruhe stören müßte. Ich werde manchmal selbst unruhig, wenn ich daran denke, und gleichwohl kann ich mir das Vergnügen sein Landguth zu besuchen, nicht versagen. Seine Schwester würde auch gewaltig große Augen machen, wenn ich seinen Umgang vermeiden wollte. — Doch verzeihe, meine Theuerste, daß ich Dir hier so viel vorschwatze, das wenig Interesse für dich hat. Vielleicht ist es Dir genug, dadurch zu erfahren, wie ich lebe. Möchte Dir doch der Himmel ein besseres Loos zu Theil werden lassen, wenn Du einst Gattin wirst! dieß ist der aufrichtige Wunsch

Deiner

treuen Freundin
Henriette Villwitz.

Achter Brief.

Ebendieselbe an ihre Mutter.

Verehrungswürdige Mutter!

Nehmen Sie den innigsten und herzlichsten Dank für den warmen Antheil hin, welchen Sie mir an meinem traurigen Geschick in Ihrem lezten Schreiben zu bezeigen, die Güte gehabt haben. Ueberzeugt von der Größe Ihrer Theilnahme, wollte ich Ihnen den daraus entspringenden Kummer ersparen, und suchte daher das zu verheelen, was Ihnen die Zärtlichkeit meiner Schwester verrieth. Tausend Dank der liebenswürdigen Karoline für ihr redliches Mitleid! Jene Thränen, die ihr mein Unglück auspreßte, sind mir werther, als das kostbarste Geschenk aus ihrer Hand. O! hätte ich doch an ihren Busen sinken, und sie wegküssen können von ihren Wangen diese Thränen, die im Stillen, ungesehen nur der schwesterlichen Liebe fließen sollten! — Danken Sie ihr, beste Mutter in meinem Namen, ich würde sie vielleicht schaamroth machen, wenn ich es selbst versuchen wollte. Mein Mann fährt leider

in seiner gewohnten Lebensart immer fort, und wird wohl schwer davon abzubringen seyn. Ihn bei meinem Vater zu verklagen, ist mir ein fürchterlicher Gedanke; und doch wollte ich mich dazu entschließen, wenn ich wüßte, daß dadurch etwas zu meinem und seinem Besten bewirkt werden könnte. Ich glaube sehr große Ursach zu haben, hieran zu zweifeln, und will daher lieber suchen, mich in mein Schicksal finden zu lernen. Ich gebe mir Mühe in meinem Haushalten alles äusserst oeconomisch einzurichten, und setze der Verschwendung meines Mannes Gränzen, wo ich kann. Musik, Lectüre, und der Umgang mit einigen Freundinen sind, wie ich glaube meine rechtmäßigen Ergötzungen. Die Hoffnung, die ich nähre, daß der Leichtsinn meines Mannes sich doch noch mit den Jahren verlieren könne, hält mich noch aufrecht. Fahren Sie fort, liebe Mutter, für mich zum Himmel um Weisheit und Standhaftigkeit zu flehen! Leben Sie wohl und glücklich zur unaussprechlichen Freude

Ihrer

gehorsamen Tochter
Henriette Billwitz.

Neun=

Neunter Brief.

Kriegsrath Billwitz an den Münzrath Börner.

Mein lieber Börner!

Jenen Vorwurf, den Du mir wegen meines langen Stillschweigens in Deinem Briefe gemacht hast, machen mir fast alle meine ehemaligen Bekannten. Es ist wahr, ich kann gar nicht mehr zum Briefschreiben kommen, und ist mir solches äußerst fatal. Weißt Du, Bruder, was da daran schuld ist? Nichts anders, als die herrliche Compagnie, die ich hier habe. Ich lebe unter lauter Vornehmen, und die Officiers sind fast alle meine Duzbrüder. Das sind Dir herrliche Kerls, lieber Börner, für die ließ ich Leib und Leben, und sie auch gewiß für mich. Auf das Wesen, das Du von meiner Heurath machst, kann ich Dir nichts antworten. Ich hätte wohl in meinem ganzen Leben nicht geheurathet, wenn mir meine Kameraden keine Frau anraisonirt hätten. Der Lieutenant von Körber, ein guter Freund des Vaters meiner Frau, ist schuld daran, daß

ich diese habe, aber ich danks ihm mit dem Teufel, denn sie ist gar nicht nach meinem Geschmack. Wenn sie doch nur so wäre wie die Körberin. Diese spielt mit uns, reitet mit uns auf die Jagd, und war sogar neulich auf einer Schweinshatz. Die Meinige kann nichts, als dummes Zeug schwatzen, auf dem Klavier klimpern, arbeiten, in die Kirche laufen, und in den Büchern lesen. Wenn ihr mein schönster Jagdhund zu nahe kommt, so hält sie ihn von sich ab, damit er ihr das Kleid nicht beschmuzt, da doch der Hund zwanzigmal mehr werth ist, als ihr ganzer Bettelstaat, den sie vom Hause mitgebracht hat. Ich habe mich oft schon recht geärgert, daß ich sie genommen habe, da ich, wie Du weißt, das Weibsvolk gar nicht recht leiden kann. Das Lustigste bei meiner ganzen Heurath ist dieß, daß mich die Hexe gar nicht gewollt hat. Ihr Vater hat ihr erst lange drohen müssen, bis sie eingewilligt hat. Ich lasse ihr izt den ganzen Tag ihren freien Willen, und damit wird sie hoffentlich zufrieden seyn. Wenn du nur recht bald zu mir kommen könntest, lieber Börner, Du solltest gewiß vergnügt bei mir seyn. Vor

acht

acht Tagen habe ich mir einen herrlichen Zug Hollsteiner gekauft, den ich Dir gerne auf sechs Meilen zuschicken wollte. Eine Jagdkleidung habe ich mir auch machen lassen, in der Du mich gar nicht mehr kennen wirst. Meine Flinten und Hirschfänger, deren ich keine geringe Anzahl habe, stehen alle zu Deinen Diensten, und meine Kameraden werden sich freuen, in Dir einen so braven Weidmann kennen zu lernen. Lebe wohl und erfreue bald mit einem Besuch

Deinen

treuen Freund
Billwitz.

Zehnter Brief.

Pfarrer Wehrmann an den Hauptmann Rosenberg.

Theuerster Freund!

Die Wärme, mit welcher Du vorzüglich am Schluße Deines lezten Briefes, für das unglücklich liebende Paar sprichst, von dem ich Dir neu-

neulich schrieb, hat mich und meine Sophie recht innig entzückt. Sie war mir eine neue Bestättigung in der Meinung, daß Liebe Herzen gleichsam geschmeidiger mache. Du mußt mich ia nicht mißverstehen, lieber Rosenberg, wenn ich dieß sage; mußt ia nicht glauben, daß ich Dir, ehe Du liebtest, ein Felsenherz andichten wollte; soviel aber wirst Du mir selbst einräumen, daß Du, ehe Du noch die sanften Empfindungen der Liebe kanntest, bei weiten nicht so empfänglich für die Leiden Liebender warst, als izt. Meine Sophie erinnert sich noch immer, wie flehentlich sie Dich vor acht Jahren bitten mußte, bis Du, da Du in ihrem Geburtsorte Rekruten aushebtest, einem Mädchen erlaubtest, ihrem Geliebten bis in das nächste Quartier zu folgen. Du hast Dich damals ihrer Meinung noch doppelt versündigt, einmal an ihr, und das anderemal an dem liebenden Paar. Nur die endlich ertheilte Erlaubniß, hat Dich wieder Gnade vor ihr finden lassen. Dein lezter Brief, der so ganz aus ihrer Seele geschrieben war, hat das Andenken an Dich bei ihr verewigt. Ich verwand bei meinem Schulmeister und bei meinem

nem Schulzen mein ganzes Ansehn, um sie zur Einwilligung in die Heurath ihrer Kinder zu bewegen, aber alles war vergebens. Nun aber reut es beide Theile schon sehr, denn das liebende Paar ist die vergangene Nacht davon gelaufen. Die Tochter meines Schulmeisters hinterließ in ihrer Kammer einen Zettel, auf welchem folgendes geschrieben stand:

Grausame Eltern!

Eure unnatürliche Härte zwingt mich einen Schritt zu thun, den ich ohne dieselbige verabscheut haben würde. Erinnert Euch, wie oft ich vor Euch auf den Knien lag, und Euch mit Thränen um Eure Einwilligung zu meiner Heurath bath, und sagt dann selbst, ob ich oder Ihr schuld an dem seyd, was izt geschehen ist. Mein Martin ist ein braver, fleißiger Bursche, der mich so gut wird ernähren können, als ein Bürger in der Stadt. Ich danke Euch für alles Gute, das Ihr mir in meinem ganzen Leben gethan habt, und bedaure nur, daß ichs Euch im Alter nicht wieder vergelten kann. Gott weiß, wie hart ich daran gieng Euch zu verlassen, aber Ihr habt mich

selbst dazu gezwungen. Lebt wohl, und verzeiht Eurer Tochter, die Euch ewig ehren und lieben wird.

Mit diesem Zettel in der Hand, kam die Schulmeisterinn wie eine Rasende auf mein Haus zugelaufen, da ich eben am Fenster stand. Sie nahm sich etwas zusammen, ehe sie zu mir in die Stube trat, aber ihre wilde Miene hatte sie doch fast ganz unkenntlich gemacht. Sie überreichte mir zitternd den Zettel, verbarg ihr Gesicht in ihre Schürze und weinte laut und heftig. Indem sie noch so da stand kam auch der Schulze zu mir, und klagte mir den Verlust seines Sohnes. Ich stellte beiden vor, daß sie selbst durch ihre unbezwingliche Halsstarrigkeit Schuld an der ganzen Sache wären, gab ihnen zu bedenken, daß sie selbst ihre Kinder durch ihre Unbeugsamkeit zu diesen Schritt verleitet hätten, tröstete sie aber wieder mit der Hofnung, daß sie als geschickte und arbeitsame junge Leute, gewiß überall ihr Fortkommen finden, und vielleicht wieder zu ihnen zurückkehren würden. — Mein Schulmeister, der gewaltig unter dem Pantoffel

steht, scheint ganz schuldlos zu seyn. Er muß nun Tag und Nacht herumlaufen und seine Tochter suchen, und hat gemessene Ordre ihren Liebhaber, versteht sich, wenn er ihn findet, wie einen Spizbuben festsetzen zu lassen. Sey doch so gütig, lieber Hauptmann, und lege Dich in Deiner Gegend ein wenig auf Kundschaft. Das romanhafte Paar soll dorthin seinen Weg genommen haben. Dein Herz wird Dich lehren, was Du mit ihnen anfängst, wenn Du sie in Deine Gefangenschaft bekömmst. Der Bursche heißt Martin Haas, und das Mädchen Christina Röslin. Schreibe mir, sobald Du kannst, in welchem Verhältniß Du izt mit Deiner unglücklichen Kriegsräthin stehst. Meine Sophie läßt Dich herzlich grüßen, und ich nenne mich unter Anwünschung alles Guten

Deinen

treuen

Wehrmann.

Eilfter Brief.

Kriegsräthin Billwitz an den Münzrath Börner.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Münzrath!

Ist es gleich befremdend für Sie, daß die Frau ihres Freundes an Sie schreibt, so werden Sie ihr doch diese Freyheit verzeihen, wenn sie Ihnen sagt, daß Sie ihr selbst, wiewohl unwillkührlich, Veranlassung dazu gegeben haben. Die meinem Geschlechte so eigene Neugierde trieb mich an, Ihr werthes Schreiben an meinen Mann, das er in unserem Wohnzimmer liegen ließ, während seiner Abwesenheit, zu lesen. Ich ersah daraus Ihre freundschaftliche Gesinnung gegen meinen Mann und die Meinigen, und wurde dadurch innig gerührt. Mein Mann trat eben hastig in das Zimmer, als ich ihren Brief gelesen hatte, nahm ihn unter einem fürchterlichen Fluche vom Tische, steckte ihn zu sich und gieng wieder fort. Ich merkte nun wohl, daß ich ihn nicht hätte lesen sollen, schwieg aber, da ich nicht gefragt wur=

wurde, natürlicher Weise still, und war begierig, ob mir mein Mann nicht wenigstens sagen würde, daß Sie in G. bei meinen Eltern waren. Vier Wochen verstrichen und mein Mann hatte mir noch kein Wort gesagt. Ich dachte nun gewiß Ihr Brief wäre schon bei ihm in Vergessenheit gerathen. Vorgestern aber sah ich ihn zum erstenmal seit unserer Verheurathung an einem Schreibpult sitzen, und eine Stunde hernach seinen Bedienten mit einem Briefe aus dem Hause gehen. Er trug ihn in der Hand, und ich sah vom Fenster aus, daß er an Sie gerichtet war. Ich wußte nun, in welchem Ansehn Sie bei meinem Manne stünden; denn noch niemals hatte er einen Brief beantwortet. Dieses, und vorzüglich Ihre, aus jenem Schreiben deutlich zu ersehende fürtrefliche Denkart, ermunterte mich, sogleich an Sie zu schreiben, und Sie als einen Freund meiner Familie und meines Mannes auch um Ihre Freundschaft zu bitten. Sie können gar nicht glauben, welche hohe Begriffe mir Ihr Schreiben von Ihnen beygebracht hat. Nur ist es zu beklagen, daß dasselbige gar nicht an den zu gehören scheint, an den

es

es gerichtet ist. Sie halten die Heurath meines Mannes für eine wichtige Veränderung, und er hält sie für das unwichtigste Unternehmen in seinem ganzen Leben; Sie preisen ihn in meinem Umgang glücklich, und er flieht mich, wenn er kann, schwelgt beim Trinkgelage, verspielt ungeheure Summen, oder irrt unbekümmert um mich, in den Wäldern umher, um Wild zu schießen. — Sehen Sie, verehrungswürdiger Freund, zu einem solchen Bekenntniß zwingt mich, die unglückliche Ehe, in welcher ich mit meinem Manne lebe. Alle meine Versuche, ihn zu bessern, waren bisher fruchtlos. Können Sie mir es also wohl verargen, wenn ich Sie, da Sie bei meinem Mann Gewicht haben, um Ihren Beystand anflehe? Urtheilen Sie selbst, wie viel Ueberwindung es mich kostete, schließen Sie daraus auf meine unglückliche Lage, und ziehen Sie dann Ihr fühlendes Herz zu Rathe. Kommen Sie selbst zu uns, und sehen Sie, was Ihnen wohl unglaublich dünkt. Vielleicht gelingt es Ihnen, die Thränen eines unglücklichen Weibes zu trocknen, und einen verirrten Freund wieder auf den rechten Pfad zu leiten! Ihr menschen-

freundlicher sanfter Charakter läßt mich hoffen, daß Sie mir, die ich gezwungen meinem Mann die Hand gab, und itzt so unaussprechlich leide, Ihr Mitleid nicht versagen, und mir meine Bitte gewähren werden. In der zuverläsigen Hoffnung, mich in meiner Erwartung nicht getäuscht zu sehen, habe ich die Ehre mich mit aller Hochachtung und Ergebenheit zu nennen

Euer Wohlgebohrn

ergebenste

Henriette Billwitz.

Zwölfter Brief.

Louise Dettenhain an die Kriegsräthin Billwitz.

Theuerste Freundin!

Dein leztes Schreiben erregte eine sonderbare Mischung von Traurigkeit und Freude in meiner Seele. Du weist längst, welchen innigen Antheil ich an allen dem nehme, was Dich betrift, und ich habe also nicht erst Ursache Dich weitläuftig zu versichern, wie unangenehm

mir

mir schon die Nachricht von Deiner Verbindung mit einem Manne war, der Deiner in allem Betracht ganz unwürdig ist. Ich müßte Dich in der That gar nicht kennen, oder das kurzsichtigste Mädchen auf dem Erdenrund seyn, wenn ich nicht sogleich hätte einsehen sollen, daß nicht freye Wahl Dich bestimmte, ihm die Hand zu geben. Unglückliches Weib, warum mußte denn gerade Dir ein so trauriges Loos zu Theil werden, Dir, die Du des besten würdig wärest! Doch ich besinne mich, der Himmel ist nicht ungerecht! Er gab Dir Stärke des Geistes, mehr als Tausenden Deiner Schwestern, und darum vermagst Du auch mehr zu dulden, als viele, die kein männlicher Muth beseelt. Fahre fort, meine Beste, Deinen Gatten schonend und nachsichtig zu behandeln, vielleicht gelingt es Dir noch, ihn zu sich selbst zu bringen. Mache Deine Freundin, die Frau von Wallroth zur Vertrauten Deines Kummers, sie wird Dir manchen guten Rath ertheilen. Meine Mutter kennt sie genau und schätzt sie sehr hoch. Ihr Bruder muß Deiner Schilderung zu Folge, ein herrlicher Mann seyn. Du wirst Dir gewiß in seinem Umgang

Dei=

Deine Tage versüssen können, ohne eben Deine Pflicht als Gattin, ausser Augen zu setzen. Es freut mich ausnehmend, daß Du an dem Landgute dieses Biedermannes, einen Ort gefunden hast, wo Du ungestört einige Vergnügungen nach Deinem Geschmack genießen kannst. Ich würde selbst alle Herrlichkeiten der Stadt nicht mit dem angenehmen Landleben vertauschen. Mein Vater denkt in diesem Stücke ganz anders als ich. Erst vor einigen Tagen sprach ich mit ihm davon, und er sagte mir, daß er oft schon recht sehnlich gewünscht habe, in der Stadt leben zu können. Der Grund dieses Verlangens, mag wohl in den Beschwernissen liegen, die ihn die Betreibung seiner ökonomischen Geschäfte verursacht. Vorgestern erst hat er mit dem Gesinde viel Verdruß gehabt, und eine Magd und einen Knecht fortgeiagt. Er war sehr in Verlegenheit, wo er geschwind wieder andre Dienstbothen bekommen würde, aber gestern Abends kam ein Bursche und ein sehr hübsches Mädchen, und boten ihm ihre Dienste an. Sie sagten, sie wären Geschwister, hätten ihre Eltern verlohren, und müßten sich nun entschließen zu dienen. Mein

Va=

Vater nahm sie an, und ließ ihnen sogleich ihre Arbeit anweisen. Beide nahmen mich beim ersten Anblick für sich ein. Ich fragte den Burschen nach seinen Namen, und er sagte, ich heiße Christoph Fröhlich, und meine Schwester heißt Suschen. Bei diesen Worten sah ich das Mädchen an, und eine Feuerröthe überzog ihr ganzes Gesicht. Ich sah den Burschen wieder an, und auch er veränderte seine Farbe. Dies kam mir bedenklich vor, und machte meine ganz Neugierde rege. Ich wußte nicht, was ich von ihnen denken sollte, und beschloß sie sorgfältig zu beobachten. Nach dem Abendessen sah ich sie ganz vertraulich, in der ihnen angewiesenen Kammer unsers Hirtenhauses sitzen. Der Gedanke, sie zu belauschen, erwachte sogleich in meiner Seele und trieb mich an, mich auf den, an die Kammer stoßenden Kornboden zu schleichen. Ich legte mein Ohr an die Bretterwand, und hörte, zu meinem größten Erstaunen lange nichts, als tiefgeholte Seufzer und heisse Küsse. Sie hatten sich vom Fenster hinwegbegeben, und das Mädchen stand, wie ich durch eine Rize sah, rücklings vor mir, und hielt den Burschen fest

in

in ihre Arme geschlossen. Einige Minuten standen sie so da, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich aber entspan sich unter ihnen folgendes Gespräch:

Suschen. Mich dauert niemand, als mein armer Vater, dem wird meine Mutter izt schön mitspielen. Es war ihm immer bange, wenn meine Mutter sagte, ich sollte mich in der Stadt als Stubenmädchen verdingen.

Christoph. Laß es gut seyn, liebes Suschen, er verdient gar kein Mitleid, warum läßt er sich so von ihr bey der Nase herumführen. Sag mir einmal, Suschen, könntest du es denn übers Herz bringen, mich so zu behandeln, wie deine Mutter deinen Vater behandelt?

Suschen. O! bewahre der Himmel, wenn du nur schon mein Mann wärst, ich wollte gewiß recht gut mit dir umgehen. Gott verzeih's meiner Mutter, wie sie meinen Vater quält. Ich hab's ihr schon oft gesagt, der Himmel weiß, warum sie das ganze Jahr keine gesunde Stunde hat. Nun wird es ihr freilich nach mir ahnd thun, aber sie ist selbst

dar=

daran schuld. Hätte sie mich dich heurathen lassen, so hätte ich ihr noch immer beispringen können. —

Eben, als Suschen ausgeredet hatte, rief ihr meine Mutter, und das Gespräch mußte natürlicher Weise abgebrochen werden. Ich konnte mir nun iene aufsteigende Röthe in den Gesichtern dieser liebenden Flüchtlinge gar leicht erklären, nahm mir aber sogleich fest vor, die gemachte Entdeckung vor meinem Vater geheim zu halten, weil er sie unter solchen Umständen wohl schwerlich im Hause behalten würde. Ich habe herzliches Mitleid mit diesem unglücklichen Paar, und werde sie gewiß, wo ich kann unterstützen. Das Mädchen muß keine gemeine Bauerstochter seyn, denn sie versteht mehr von weiblichen Arbeiten, als viele in der Stadt. — Doch verzeihe, meine Beste, daß ich Dich hier mit der mangelhaften Erzählung einer Begebenheit zu unterhalten suchte, die für mich viel Interesse hat, auf Dich aber wegen ihrer einfachen Darstellung wohl wenig Eindruck machen kann. Lebe

wohl

wohl, meine Theure! und behalt in guten Andenken

Deine

Dich ewigliebende
Luise Dettenhain.

Dreyzehnter Brief.

Münzrath Börner an die Kriegsräthin Billwitz.

Wohlgebohrne,
Hochzuverehrende Frau Kriegsräthin!
Werthgeschäzte Freundin!

Durchdrungen von dem innigsten Gefühle der reinsten Hochachtung und Freundschaft, versuche ich es, Ihnen die Lebhaftigkeit und Größe meiner Freude zu schildern, die mir Ihr unbegränztes Zutrauen verursachte. O! möchte ich doch im Stande seyn, Ihnen so zu dienen, wie ich es wünsche. Aber leider berechtigt mich gar nichts, dieses zu hoffen, indem ich Ihren Gatten schon für viel zu sehr verdorben halte, als daß ich mir durch mein bischen Ansehn etwas bei ihm auszurichten

schmeicheln dürfte. Seine Antwort auf meinen Brief, die das Gepräge der äußersten Rohheit an sich trägt, und mit den unverkennbarsten Spuren seiner niedrigen Denkart angefüllt ist, kam mir viele Tage gar nicht aus dem Sinn. Ich wäre in der That in Versuchung gekommen zu glauben, er habe jenen Brief nicht geschrieben, wenn ich nicht seine Handschrift gekannt hätte. Noch nie lernte ich einen Mann kennen, der mich durch die Aenderung seiner Denkart so in Verwunderung setzte, als er. — Erlauben Sie, wertheste Freundin, daß ich Ihnen meine erste Bekanntschaft mit ihm vor Augen lege, damit Sie beurtheilen können, wie es möglich ist, daß Männer von so ganz verschiedenem Charakter sich Freunde nennen. Ich lernte ihn zuerst auf der Universität kennen, wo er unter den Studenten, vermöge seiner starken Wechsel eine große Rolle spielte. Er war damals ein bescheidener, höflicher und sogar fleisiger Student und wurde allgemein geschäzt. Sein fast täglicher Gesellschafter war der iüngst verstorbene Baron von Böhme, dessen Vater ein roher Landedelmann in der Nachbarschaft, auf

seinen

seinen Gütern lebte. Der junge Böhme war ein passionirter Jäger, der sich mehr in seines Vaters Forsten aufhielt, als auf der Universität. Ihr Herr Gemahl hatte nun hier die schönste Gelegenheit seine damals schon bei ihm aufkeimende Jagdlust zu befriedigen. Ich fand auch nach und nach Vergnügen daran und gesellte mich zu ihnen. Böhme lud uns auf das Schloß seines Vaters, wo es uns sehr wohl gieng. Ich erlaubte mir inzwischen den Besuch auf jenem Schloße nicht oft, und rieth auch ihren Gemahl davon ab, denn es wurde daselbst unmäsig getrunken und gespielt. Wir zogen uns beide allmählig zurück und giengen auch etwas seltner auf die Jagd. Ich freute mich recht herzlich, daß mir mein Freund Gehör gab, und suchte ihn immer mehr von dem Herrn von Böhme zu entfernen, welches mir ziemlich gelang. Da ich aber die Universität verlassen hatte, so wußte ihn Böhme wieder an sich zu ziehen, und er war, wie ich hörte, ganze Wochen auf jenem Schloß. Von daher nun kommt höchstwahrscheinlich die gänzliche Aenderung seiner Denkart. Ohne Ihr gütiges Schreiben, hochzuverehrende Frau Kriegs-

räthin, wäre es mir nie eingefallen, ihn zu besuchen, nun aber soll es mir theure Pflicht seyn, zu Ihnen zu kommen, und zu sehen, was ich über ihn vermag. Versprechen Sie sich aber ia nicht zu viel, bedauernswürdige Freundin! Leben Sie wohl und glücklich. Ich habe die Ehre mich mit wahrer Hochachtung zu nennen,

Ew. Wohlgebohrn

ergebenster
Börner.

Vierzehnter Brief.

Hauptmann Rosenberg an den Pfarrer Wehrmann.

Wo soll ich anfangen, wo soll ich aufhören, Dir ewig Theurer! die Wonne zu schildern, die mein Herz durchglüht? Ich habe es gefunden das Mädchen, ich habe sie gefunden die Sterbliche, die eine Unsterbliche zu seyn verdiente, an deren Hand ich froh durchs Leben wallen, seelige Tage leben und ohne Ende glücklich seyn werde! Karoline, die liebens-

würdige Schwester der Kriegsräthin, ihr wahres Ebenbild, ist dieses fürtrefliche Mädchen. Doch vernimm vor allem, mein Bester, die sonderbare Art, wie ich sie kennen lernte! Du weißt Dich vielleicht noch zu erinnern, daß ich Dir einmal schrieb, daß die Kriegsräthin so viel Vergnügen an dem Theater fand, das in meinem Landguth angelegt ist. Dieses veranlaßte sie selbst ein kleines Schauspiel zu schreiben und es an meinem Geburtstag mit einigen Freunden aufzuführen. Ihre Schwester, die ich noch nie vorher gesehen hatte, spielte die Hauptrolle. Noch nie sah ich zwei Schwestern, die einander an Körper und Seele so ähnlich waren, als diese. Lange hielt ich Karoline auf dem Theater für die Kriegsräthin, und erst gestern sprach sie mit mir über einen Gegenstand so, daß ich völlig iene reden zu hören glaubte. Jenes Schauspiel führte den Titel Amynta und Zaira, oder die ähnlichen Schwestern. Es ist eine Dichtung im Geschmack der Urwelt. Freilich gerade kein Meisterstück theatralischer Dichtkunst, doch aber als Produkt eines blos durch sich selbst gebildeten weiblichen Geistes, auch gewiß nicht zu ver-

werfen. Der Hauptinhalt des Stücks ist ohngefähr folgender. Amynta die Tochter des arkadischen Hirten Euphemon, liebt einen Schäfer mit Namen Sulmo, und wird wo möglich noch feuriger wiedergeliebt. Sinor aber, ein anderer Hirt, stört diese Liebe, indem er Sulmo's Nebenbuhler wird. Sinor bringt den Vater der Amynta auf seine Seite und das unglückliche Mädchen wird fürchterlich bestürmt. Sie schwört ihrem Sulmo ewige Treue und nimmt ihre Zuflucht zur List. Zwei Tagreisen von ihrem Wohnorte war ihre Schwester Zaira bei ihren Großeltern aufgewachsen, die ihr so ähnlich war, wie man im Sprichwort sagt, wie ein Ey dem andern. Zu dieser gieng sie, entdeckte ihr ihre Liebe und bat sie, statt ihrer zum Vater zu gehen, und den Sinor, wenn er ihr gefiel, zum Manne zu nehmen. Zaira bewundert den Einfall ihrer Schwester und erfüllt ihren Wunsch. Ihr Vater staunt über ihre Aehnlichkeit mit Amynta, und verspricht selbst den Sinor täuschen zu helfen. Sinor, der nie etwas von Zaira gehört hat, kömmt schon einige Stunden nach ihrer Ankunft in Euphemons Hütte und hält sie glück-

lich für ihre Schwester Amynta. Zaira verliebt sich in ihn und folgt ihn nach einigen Weigerungen in seine Hütte. Der listige Sulmo macht dem Tinor die bittersten Vorwürfe, verläßt, wie er sagt, sein Vaterland und stürzt sich in die Arme seiner Amynta, in deren Besitz Sinor zu seyn glaubt. Beide Paar leben indessen von einander entfernt glücklich und zufrieden. — — Dies, mein Bester! ist der Abriß ienes Schauspiels, mit dessen Aufführung ich so angenehm überrascht wurde. Die Verfasserin hat ihre Absicht, mich durch die Darstellung der auffallenden Aehnlichkeit ihrer Schwester mit ihr, an sie zu ketten glücklich erreicht, und hält sich hinreichend für ihre Mühe belohnt. Je besser ich Karolinen kennen lerne, desto mehr muß ich sie bewundern. Vier Wochen gehe ich schon täglich mit ihr um, und erhalte täglich neue Proben ihrer Zuneigung. Meine und ihre Schwester schmolzen fast in Wonne über unsere Liebe, und so leben wir, mitten unter Menschen, wie in den Wohnungen der Seeligen. Wenn Du Dich erinnerst, bester Wehrmann, was ich Dir ehemals von der Kriegs-

räthin

räthin schrieb, und erwägst, daß ich ihr zweites Ich nun bald die Meinige zu nennen hoffe, so wirst Du, ohne mich der Schwärmerei zu beschuldigen, gestehen müssen, daß ich recht habe, wenn ich sage, mein Glück sey zu groß, als daß ich mich so schnell darein sollte finden können. Empfehle mich Deiner lieben Sophie, und sey noch ferner wie bisher, ein so treuer Freund

Deines

glücklichen

Rosenbergs.

Fünfzehnter Brief.

Ebenderselbe an Ebendenselben.

Theuerster Freund!

Um Dir zu zeigen, daß ich nicht, wie Du vielleicht wähnest, im Taumel meines Glücks alles andere vergesse, ergreife ich sogleich die Feder, Dir zu melden, daß ich Deinen Ritter Martin mit seiner Donna Christina gefunden habe. Auf die Art, wie ich sie fand, darf ich mir freilich nicht viel zu gut thun. Sie

ist

ist folgende: Vorgestern Abends gieng ich zu meiner Karoline und sah sie beim Eintritt in das Zimmer mit einem Brief in der Hand am Fenster sitzen. Sobald sie mich erblickte, schlug sie ihn zusammen, legte ihn mit einem mitleidigen Seufzer auf den Tisch und kam mit einer halb Schmerz, halb Freude verkündenden Miene auf mich zu. Sie merkte bald, daß mir die wahre Stimmung ihrer Seele nicht entgieng, grief nach den Brief und las mir die zur Aufklärung nöthige Stelle vor. Der Brief war von Luise Dettenhain an die Kriegsräthin. Diese schrieb ihr darinn, daß ihr Vater einen Knecht und eine Magd in seine Dienste bekommen habe, die sich für Geschwister ausgegeben; aber, wie sie aus einem Gespräch, bei dem sie sie behorchte, wisse, ein unglücklich liebendes geflüchtetes Paar wären! Diese Erzählung machte auf das empfindsame Herz meiner Karoline sogleich einen tiefen Eindruck, und stimmte ihre weichgeschaffene Seele zum innigsten Mitleid. Mir fiel, so bald ich es hörte, natürlicher Weise ein, ob wohl jenes Paar nicht die Flüchtigen aus Deinem Dorfe seyn könnten? Ich erzählte das, was Du mir ge-

geschrieben hast, meiner Karoline, und diese bestärkte mich in meiner Meinung; ia sie beschwor mich bei unserer Liebe, mich dieser Unglücklichen anzunehmen. Welcher Antrieb konnte mächtiger auf mich wirken, als dieser? Ich sprach mit der Kriegsräthin und da ich hörte, daß der Pfarrer Dettenhain nur vier Stunden von hier zu Hause wäre, so beschloß ich sogleich den andern Tag zu ihm zu reiten. Die Kriegsräthin gab aber dieses nicht zu, sondern ich mußte mit ihr und Karolinen dahin fahren, weil sie ihre Freundin (die Tochter des Pfarrers) bei dieser Gelegenheit besuchen wollte. Als wir daselbst ankamen, war niemand zu Hause als Luise. Ihre Eltern waren auf ein benachbartes Dorf gegangen. Nach den gewöhnlichen Bewillkommungskomplimenten entdeckte die Kriegsräthin die Absicht unserer Gegenwart. Auch diese hielt ihre neue Dienstbothen für das entlaufene Paar und hofte sie bald auszuholen. Sie führte uns in eine Nebenstube und zeigte uns von Fenster aus die beiden Liebenden, die im Garten arbeiteten und sehr eifrig miteinander sprachen.

Sie konnte nicht Worte genug finden, uns den Fleis und die Geschicklichkeit dieser jungen Leute zu rühmen und schlug uns vor, sie beide zu rufen und sie gerade zu nach ihren wahren Namen zu fragen. Meiner sanften Karoline gefiel dieser Vorschlag nicht, weil sie meinte, die Liebenden würden, wenn man sie vor uns allen fragte, zu sehr in Verlegenheit gesezt und gekränkt werden. Sie rieth daher, Luise möchte lieber das Mädchen in ein besonderes Zimmer rufen, und sie ohne Zeugen ausforschen. Diesem Rath pflichteten wir alle bei und Luise verließ uns sogleich, um ihre Inquisitors Stelle anzutretten. Kaum war eine Viertelstunde verstrichen, so trat sie schon mit dem liebenden Paar zu uns in die Stube und sagte: hier sind meine Delinquenten, Herr Hauptmann, ich liefere sie ihnen aber nicht eher aus, bis sie mir ihr Ehrenwort geben, daß sie ihnen die Strafe schenken wollen. Ich gab ihr die Hand darauf und wand mich sogleich an den Burschen, der mich durch seinen Anstand und durch sein so wenig bäurisches Betragen in Verwunderung sezte. Sobald ich Deinen Namen nannte, wurden beide

de sehr aufmerksam, und als sie hörten, daß ich um ihre ganze Affaire wisse, so überzog vorzüglich des Mädchens Wangen eine sanfte Röthe. Da ich nicht willens war, sie verlegen zu machen, so sagte ich sogleich: Wenn ihr noch glücklich miteinander zu leben glaubt, so will ich euch mein Landguth in den Pacht geben, damit ihr euch redlich und ehrlich nähren könnt. Die ersten zwei Jahre verlange ich kein Pachtgeld und zwei Kühe nebst den Arbeitszeug schenke ich euch zur Hochzeit. Gott wird euren Fleis segnen und ihr werdet gewiß keinen Mangel haben! Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, so lagen die beiden Liebenden zu meinen Füssen und meine Karoline flog mir um den Hals und drückte mich fest an ihren klopfenden Busen. Wie mir damals zu Muthe war, Freund, kann ich Dir unmöglich beschreiben. Kein Monarch hätte mich besser belohnen können, als mich meine Karoline mit ihrer Umarmung belohnte. Ich fühlte in diesem Augenblick die Allgewalt der Liebe ganz und stand Wonne trunken mit Thränen in den Augen da. Erst nach einigen Minuten sammelte ich mich ein wenig, hieß die

Liebenden aufstehen, und machte mit ihnen aus, daß sie, so bald sie den Dienst ihrer Herrschaft verlassen könnten, zu mir kommen möchten. Nun führte uns Luise in den Garten und bewirthete uns mit einem ländlichen Mahle. Ich saß auf einer Rasenbank an der Seite meiner Karoline und dünkte mich glücklicher, als ein König auf seinem Thron. Die Kriegsräthin und Luise sprachen noch immer von dem Glück, das ich den Liebenden ber..et hätte, und machten mir viele unverdiente Elogen. Auf einmal kam, ehe wir es uns ersahen, wie aus den Wolken herab ein Blumenkranz, der mich und meine Karoline zusammenkettete. Wir sahen uns beide verwundert um und erblickten ohngefähr drei Schritte hinter uns das liebende Paar in festlicher Kleidung. Martin hatte eine Flöte und Christina eine Harfe und beide begannen eben ihr Spiel. Es war eine mir ganz unbekannte Melodie. Als sie sie das erstemal gespielt hatten, verstummte Martins Flöte, und er sang mit Christina zur Harfe. Das Lied schien ganz für sie verfertigt zu seyn, denn es enthielt nichts, als Danksagungen und Glückwünsche in der wärmsten Herzenssprache.

Karoline und ich saßen da wie im Vorsaale des Himmels, die Kriegsräthin und Luise schlangen schwesterlich ihren Arm um einander, und die Liebenden drückten durch ihre fröhlichen Mienen die Freude aus, die sie über unser Vergnügen durchglühte. Da sie geendigt hatten, verbeugten sie sich gegen uns, lößten den Blumenkranz auf und überreichten uns Blümchen, Vergiß mein nicht. Wir dankten ihnen für diese angenehme Ueberraschung, versprachen ihnen alle mögliche Unterstützung, verabschiedeten uns nun auch von unserer liebenswürdigen Freundin und fuhren vergnügt nach Hause.— Hier hast Du nun, mein Bester! die umständliche Erzählung von der Art, wie ich Deine Flüchtlinge fand und wie ich sie behandelte. Was ich an ihnen zu thun Willens bin, geschieht auf Deine Empfehlung, und ich hoffe daher keinen Unwürdigen hülfreiche Hand zu leisten.— Morgen will ich mit meiner Karoline und ihrer Schwester zu ihren Eltern reisen und um sie anhalten. Es ist mir ganz wunderlich zu Muthe, wenn ich daran denke, daß mir ihr Vater Einwendungen machen könnte. In meinen nächsten Schreiben

sollst Du erfahren, wie glücklich oder wie unglücklich ich war. Lebe wohl und behalt in guten Andenken

Deinen

treuen
Rosenberg.

Sechszehnter Brief.

Pfarrer Wehrmann an den Hauptmann Rosenberg.

Mein Bester!

So groß auch immer mein Vergnügen war, so oft ich einen Brief von Dir erhielt, so war dieses dennoch nur Kleinigkeit gegen die Wonne, die mein Herz durchströmte, da ich Deine zwei kürzlich aufeinander folgenden Briefe erhalten hatte. Ich weiß in der That nicht, ob ich mich mehr über Dein Glück, daß Du im Besitz eines, ganz Deinen Wünschen entsprechenden Mädchen geniesest, oder über die edle That freute, durch welche Du Dich in den Herzen aller derer, denen sie bekannt ist, unsterblich gemacht hast. Ich kenne die beiden

jungen Leute, die Du so gütig behandelst, sehr genau, und würde Dir selbst gerathen haben, sie ihren Eltern zu überliefern, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie bei ihren übrigen Vorzügen, diese Demüthigung nicht verdienten. Ihre Flucht bleibt immer eine Unbesonnenheit; doch aber ist sie gewiß ein verzeihlicher Fehler, wenn man erwägt, wie viele Mühe sie anwendeten, ehe sie zu diesem verzweifelten Schritt ihre Zuflucht nahmen. Die Strenge, mit welcher die Schulmeisterin ihre Tochter bewachte, lies mich schon lange so etwas befürchten. Martin und Christina fühlten, daß sie auch ohne ihre Eltern leben könnten und die Liebe wog den kindlichen Gehorsam auf. Unbegreiflich ist es mir aber dennoch, wie ein sonst von allem Leichtsinn so weit entferntes Paar es wagen konnte, aufs Ohngefähr auszuwandern, ohne zu wissen, wohin. So glücklich sie auch waren, indem sie der Pfarrer Dettenhain würklich für Geschwister hielt, so hätte doch gewiß ein fortgesezter vertraulicher Umgang bei ihm ihrer Tugend und Unschuld gar leicht gefährlich werden können. Du verhinderst, mein Bester, auf diese

Weise durch eine schleunige Hülfe höchstwahrscheinlich einen Fehltritt, der für die beiden jungen Leute eine nie versiegende Quelle der bittersten Reue hätte werden können, wirst dagegen Schöpfer ihres zeitlichen Glückes, und sie und ihre Eltern, die doch einmal zur Vernunft zurückkehren werden, werden Dich ewig dafür segnen. Für izt halte ich das Schicksal ihrer Kinder noch vor ihnen geheim, denn noch verdienen sie nicht es zu wissen. Mein Schulmeister dauert mich am allermeisten. Er ist, wie ich Dir, wenn ich mich recht erinnere schon einmal geschrieben habe, am wenigsten Schuld daran. Seine Frau, eine wahre Xantippe, geht jämmerlich mit ihm um, und der arme Tropf muß ganz nach ihrer Pfeife tanzen. Ich habe schon öfters meine ganze geistliche Beredsamkeit aufgeboten, um ihm bessere Tage zu verschaffen, aber alles war bisher fruchtlos. Seitdem Christina fort ist, hat er ein Dienstmädchen annehmen, und sich überall einschränken müssen, damit nicht zuviel aufgeht. Ich könnte Dir einen ganzen Bogen über die Veränderung schreiben, die die Desertion der Tochter in dem Hauswesen meines Schulmeisters

sters angerichtet hat, wenn ich Dir nicht dadurch lange Weile zu verursachen glauben müßte. Ich schließe daher mit der wiederhohlten Versicherung der innigsten Theilnahme an Deinem Glück, und mit der Bitte um eine, Gott gebe, erfreuliche Nachricht von dem Erfolge Deiner Reise. Ewig

der Deinige

Wehrmann.

Siebenzehnter Brief.

Martin Haas an den Pfarrer Wehrmann.

Ehrwürdiger Herr Pfarrer!

Zum erstenmal in meinen Leben wünschte ich ein Studierter zu seyn, um Ihnen mit schönen Worten so recht schreiben zu können, was ich auf dem Herzen habe. Ob ich aber gleich, als der Sohn eines Schulzen dieses nicht kann, so dürfen Sie doch gewiß glauben, lieber ehrwürdiger Herr, daß ich zeitlebens nicht vergessen werde, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin für das, was Sie an mir und meiner Christina gethan haben. Ohne Ihr Für-

wort

wort würde sich der Herr Hauptmann unserer gewiß nicht so angenommen haben, und hätte auch gar nichts von uns gewußt. Durch die Güte dieses Herrn bin ich nun schon zwei Tage Ehemann. Ich stelle mir ihn immer vor, wie unsern lieben Herr Gott, unter den Gärten und Feldern, die er mir in den Pacht gegeben hat, denke ich mir das Paradieß, und mich und meine Christina darinn als Adam und Eva. Wenn Sie doch auf unserer Hochzeit hätten seyn können, lieber Herr Pfarrer! Der Herr Hauptmann mit seiner Schwester und noch einer Frau war dabei, aber seine Jungfer Braut war nicht da. Der gute Herr war nicht recht aufgeräumt und weinte sogar öfters ein wenig. Er hat sichs recht kosten lassen, und uns eine stattliche Hochzeit ausgericht. Seine Schwester ist auch eine Seelengute Frau, die uns alle Tage etwas mitbringt. Wenn ich nur wüßte, was dem Herrn fehlen thät und ich ihm helfen könnte, was wollt ich nicht darum geben. Er geht da eben wieder in den Garten in seinen Gedanken herum, und fährt mit dem Arm hinaus, als wenn er einen schlagen wollte. Er muß zornig

nig seyn auf jemand. Wer doch einen so guten Herrn etwas zu leid thun kann. Wenn er mir es nur sagte, ich wollte den Schurken halb todschlagen, und wenn ich gleich darüber sechs Wochen ins Hundeloch käme; oder gar fünfzig Prügel kriegte. Gewiß und wahrhaftig, lieber Herr Pfarrer, das wollte ich gerne, wenn ich nur den guten Herrn dadurch helfen könnte. Meine Christina läßt Ihnen, ehrwürdiger Herr Pfarrer, auch einen rechten schönen Gruß durch mich vermelden, und Ihnen tausendmal danken und Sie bitten, daß Sie doch die Gutheit haben möchten und ihrer Mutter zureden, daß sie ihren Vater nicht so übel mitspielt. Das gute Weib ist wegen dieses oft recht bekümmert, und auch mich dauert der arme Mann. Er hat mir oft gesagt, daß er mir seine Tochter geben wollte, wenn es nur meine Eltern und seine Frau zufrieden wären. Nun aber, lieber ehrwürdiger Herr Pfarrer, habe ich und meine Christina noch eine recht große Bitte auf dem Herzen, die Sie uns ja nicht abschlagen werden. Wir wollen Sie nämlich halt recht schön bitten, daß Sie uns mit unsern Eltern wieder aussöhnen

nen helfen. Wir wollen selbst an sie schreiben und sie werden uns doch verzeihen, wenn sie hören, daß Gott so gut für uns gesorgt hat. Thun Sie doch ja das Beste dabei, lieber Herr Pfarrer. Ich und mein Weib wollen täglich zu Gott flehen um Gesundheit und langes Leben für Sie und die Frau Pfarrerin und er wird unser inbrünstiges Gebet gewiß erhören. Wir wollen treu und fleisig arbeiten, und gewiß nie vergessen, was Sie an uns gethan. Ich bin

Ihr

schuldiger Diener
Martin Haas.

Achtzehnter Brief.

Hauptmann Rosenberg an den Pfarrer Wehrmann.

Theuerster Freund!

So wenig es sonst meine Sache ist, mich über den Wechsel und die Veränderlichkeit der menschlichen Schicksale zu beklagen, so kann

ich doch diesmal, da ich mich von den höchsten Gipfel des Glückes plötzlich in den tiefsten Abgrund geschleudert sehe, unmöglich mit stoischer Unempfindlichkeit gänzlich dazu stillschweigen, und die traurigen Gefühle meines Herzens sogleich nach ihrer Entstehung verscheuchen. Mag mich immerhin der kaltblütige Philosoph einen Schwärmer, und der gefühllose Halbmensch einen Thoren schelten; übermenschliche Geisteskräfte zu affectiren, halte ich für eben so schwach, als kleinmüthig zu zagen. Dir, bester Wehrmann, Dir und Deinem mir ewig unvergeßlichen Umgang, danke ich es, daß Kleinmuth und Zaghaftigkeit, charakteristische Kennzeichen schwacher Seelen, der meinigen fremd sind; Du bist es aber auch, ewig Theurer, der mein Herz für sanfte Empfindungen empfänglich und für jedes Wahre und Gute gefühlvoll machte. Du lehrtest mich die Liebe kennen, zeigtest mir, wie mannichfaltig das gütigste der Wesen uns Sterbliche mit Liebe beglückt, und ich genoß dieses Glück rein und edel im reichsten Maase. Gott, wie oft wünschte ich, daß Du Zeuge meines Glücks seyn könntest! Nun aber ist dieses Glück für

mich

mich verschwunden. Karoline, meine angebetete Karoline ist auf ewig für mich verlohren! Doch ich will stufenweise in meiner Erzählung zu Werke gehen, und Dir ein treues Gemählde meines Unfalls oder vielmehr ihn selbst vor Augen legen, um meine Klagen zu rechtfertigen. Du erinnerst Dich ohne Zweifel noch, daß ich Dir neulich schrieb, ich wollte mit der Kriegsräthin und Karolinen zu ihren Eltern reisen, und um sie anhalten? Das erstere geschah. Wir reißten vergnügt und glücklich. Unter Wegs machten mich meine liebenswürdigen Begleiterinen etwas näher mit ihren Vater bekannt. Sie baten mich, mich nicht an sein mürrisches Wesen zu kehren, welches meistens von seinen verdrüßlichen Geschäften, als Amtmann herrühre, und versicherten mir, daß er seinen Ehr- und Geldgeitz ausgenommen, sonst ein ganz guter Mann sey. Ich hatte dies auch schon von andern gehört und glaubte, daß es mir gar nicht bei ihm würde fehlen können, weil ich ein ansehnliches Vermögen besäße und auch schon Hauptmann wäre. Als wir des Abends vor dem Amthause ankamen, empfieng uns die Amtmän-

männin sehr liebreich und führte uns in ein sehr großes Zimmer, wo der Amtmann und ein prächtig gekleideter Herr auf dem Canapee saßen. Der Amtmann war im Schlafrock und Pantoffeln und machte mir ein finsteres Gesicht, sobald ich in die Stube trat. Er stand nicht auf, sondern rükte nur seine Mütze ein wenig, und murmelte nur ein paar Worte in den Bart, als mich ihm die Kriegsräthin vorstellte. Auf einmal aber entrunzelte sich seine Stirne und er sagte in einem etwas freundlichen Tone zu Karolinen, indem er auf den fremden Herrn zeigte: Sieh da, Karolinchen, Dein Bräutigam der Herr von Blüta! Bei diesen Worten standen die Kriegsräthin, Karoline und ich unbeweglich wie Bildsäulen da und zitterten am ganzen Leibe. Blüta trat ganz bescheiden zu Karolinen küßte ihr die Hand und sagte ihr einige Schmeicheleien. Magst Du nicht seine Braut seyn? fuhr ihr Vater fort. Karoline erwiederte mit einem gezwungenen Lächeln: Sie scherzen wohl, lieber Vater, der gnädige Herr wird ein armes Dorfmädchen keinem Fräulein in der Stadt vorziehen. — Nun mußte sie sich auf Befehl

ihres Vaters an das Klavier setzen und Blüta accompagnirte ihr auf der Violine. Karoline, die eine Meisterin im Klavierspielen ist, spielte dießmal ganz erbärmlich, und der einfältige Blüta, der keinen Ton rein spielte, rief ihr einmal über das andere ein Bravo zu. Ich stand wie ein Missethäter in wahrer Herzensangst hinter Karolinen, und beobachtete in dem Spiegel, der ober dem Klavier an der Wand hieng, iede ihrer Mienen. Oefters sah ich deutlich eine Thräne in ihrem schönen Auge zittern, und bebte vor Furcht, sie möchte sich zu schnell verrathen. Zum Glück war diese traurige Musik bald zu Ende, und man setzte sich zum Abendessen. Karoline mußte neben Blüta sitzen, und mir wurde mein Platz ihr gerade gegenüber, bei der sanften Hausmutter angewiesen. Auf dieses Mahl hatte sich der Geitz des Amtmanns nicht erstreckt, denn es wurde aufgetragen, daß sich, wie man sagt, der Tisch bog. Ich nahm mich hier ein wenig zusammen, stellte mich etwas aufgeräumt und gab auch Karolinen durch Blicke zu verstehen, daß sie ein Gleiches thun möchte, die mich auch sogleich verstand. Ich

er=

zählte viel vom Türkenkrieg, und erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Blůta that einige höchst einfältige Fragen an mich, worüber sich die Kriegsräthin kaum des Lachens enthalten konnte, aber von ihrem Vater durch einen zornigen Blick und drohenden Finger bestraft wurde. Nach der Mahlzeit setzte mir der Amtmann eine große Flasche rothen Wein hin, und sagte, ein Geschenk von meinem zukünftigen Herrn Schwiegersohn, leeren Sie sie auf seine und meiner Tochter Gesundheit! Diese Worte fuhren mir, wie ein Dolchstich durchs Herz, und gleichwohl mußte ich eine freundliche Miene machen. Karoline wurde todtenblaß und war einer Ohnmacht nahe. Ihr Vater bemerkte es, und rief laut lachend, indem er Blůta auf die Achsel klopfte: es ist doch ein wunderlich Ding um die jungfräuliche Sittsamkeit, gnädiger Herr, die eine macht sie roth, die andere blaß. Die gute Hausmutter war bisher ganz stille gesessen, und sagte itzt in einem bittenden Tone zu ihrem Manne, nur nicht so rasch Våterchen, du bestürmst das arme Mädchen zu schnell. Diese Rede verdroß schon den Tollkopf, und er erwiederte

ganz heftig: Frau schreibe mir kein Gesetze vor, wenn du das dumme Gezier deiner Tochter nicht ansehen kannst, so gehe hinaus. — Diese ungeschliffene Antwort belachte Blüta, wie ein roher Bauer mit Händeklatschen. Mir wurde angst und bang, und ich zitterte schon für Karolinens Schicksal. Nun wurden noch ein paar Stunden mit unbedeutenden Dingen verplaudert, und dann giengs zu Bette. Die Kriegsräthin führte mich die Treppe hinauf und wieß mir mein Schlafzimmer an. Beim Eintritt in dasselbige sagte sie: Legen sie sich nicht zu Bette, lieber Freund, längstens in einer halben Stunde wird Karoline bei ihnen seyn! Ich dankte ihr verbindlichst für diese erfreuliche Nachricht, und sie verließ mich niedergeschlagen und mit nassen Augen. Unruhig warf ich mich nun in einen Lehnstuhl und gab meinen Gedanken Audienz. Nicht Traurigkeit und Schmerz, sondern Zorn und Wuth erfüllten meine Seele. Wenn ich daran dachte, daß der Amtmann, der seine erste Tochter schon durch eine erzwungene Heurath unglücklich gemacht hatte, nun auch seine zweite auf eben diese Art unglücklich machen wollte, so war

mirs,

mirs, schon als bloßer Menschenfreund diese Unthat betrachtet, nicht anders, als wenn alles Blut in meinen Adern zu siedenden Oele geworden wäre. Wenn ich aber erst, als Karolinens begünstigter Geliebter die Sache betrachtete, da war ich fast meiner Sinne nicht mehr mächtig. So saß ich unbeweglich fast schon über eine halbe Stunde, als ich auf einmal unten im Hause eine Thüre auf- und wieder zumachen hörte. Nun glaubte ich Karoline würde kommen und eilte an die Thüre, allein es kam niemand die Treppe herauf und im ganzen Hause wurde alles still. Indem ich mich wieder auf meinen Lehnstuhl setzen wollte, wurde ich erst gewahr, daß noch eine Thüre aus meinem Zimmer in ein anderes führe. Kaum hatte ich sie gesehen, als ich jemand leise anpochen hörte. Ich öfnete sie, und Karoline im reizendsten Nachtgewande trat herein. Ich schloß sie zärtlich in meine Arme, und sie drückte mich mit einem Strom von Thränen an ihren klopfenden Busen. Sie wankte in meinen Armen, und Seufzer und Thränen erstickten ihre Worte. Ich führte sie an einen Stuhl, setzte mich neben sie, und beschwor sie,

sich zu beruhigen. Sie trocknete ihre Thränen ab, und sagte nach einer kleinen Pause: vor ohngefähr einem Jahre, lieber Hauptmann, war ich drei Wochen bei meines Vaters Schwester, einer Putzmacherin zu B. daselbst sprach ich den Herrn von Blüta zweimal, und nun kommt er mit einem Empfehlungsschreiben von meiner Tante, hält förmlich bei meinem Vater um mich an, und dieser hat ihm schon sein Jawort gegeben. Sie kennen seine Unbiegsamkeit, wissen wie er mit meiner Schwester verfuhr, und ... Hier versagte ihr die Zunge den Dienst, sie fiel mir mit einer Thränenfluth um den Hals und sprach kein Wort. Wie mir damals zu Muth war, kann ich Dir unmöglich beschreiben. In der feierlichstillen Mitternachtsstunde sah ich die reizendste Eva's Tochter in meinen Armen liegen, deren Schönheit durch ihre tiefe Betrübniß noch erhöht zu seyn schien; fühlte, wie innig und zärtlich sie mich liebte, und sollte mich vielleicht schon am andern Morgen auf ewig von ihr trennen, und sie der Tiraney eines barbarischen Vaters Preis geben! Ich schmiedete Pläne über Pläne, verwarf sie wieder, machte andere, und

konn=

konnte nie recht einig mit mir selbst werden. Sagen sie selbst rief ich endlich aus, beste Karoline, was ich thun soll? Jeder Versuch in der Güte würde ihren Vater mehr reitzen, als ihn bewegen. Wollen sie, oder wollen wir beide den Herrn von Blüta dahin zu bringen suchen, daß er von ihnen absteht; was wird es uns helfen? Ihr Vater wird doch nie in unsere Verbindung willigen, sobald er es erfährt, daß wir schuld daran sind, und dies kann nicht lange ein Geheimniß bleiben. Gewalt ist also das einzige Mittel, welches wir anwenden können, unsere Absicht zu erreichen. Ich muß sie entführen, meinen Abschied fordern, und mich außer Landes ankaufen. — Mir wurde ganz sonderbar, als ich dies gesagt hatte, denn es war nichts weniger, als mein Ernst. Der Gedanke war zwar ganz romantisch, aber ihn zu realisiren, würde mir schwer gefallen seyn. Zum Glück dachte Karoline eben so, wie ich. Sie befürchtete durch einen solchen Schritt einen Muttermord auf sich zu laden, und wollte lieber leiden, als sündigen. Sie ermannte sich nun sichtbar, und es kam mir vor, als wenn ein

En=

Engel vom Himmel sie stärkte. Ihre Thränenquellen versiegten, und eine ruhige Standhaftigkeit trat an ihre Stelle. Unser Gespräch wurde, so widersprechend dies manchem Romanhelden auch seyn mag, religiös, und wir fühlten uns, durch den Gedanken an die Abhängigkeit der menschlichen Schicksale von einer höhern Macht, ziemlich beruhigt. Erst da der Tag anbrach schieden wir, nach unzähligen Umarmungen und Küssen von einander. Ich legte mich zu Bette, nur um zu zeigen, daß ich darinn gelegen hatte, denn der Schlaf floh meine Augen. Nach einigen Stunden stand ich wieder auf, und als ich eben noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, brachte mir ein junger Mensch, den ich für einen Schreiber des Amtmanns hielt, folgendes Billet:

Mein Herr!

Ich müßte gestern Abends blind oder dumm gewesen seyn, wenn ich nicht gemerkt hätte, daß Sie der Liebhaber meiner Tochter sind. Ich habe nichts wider Sie einzuwenden, allein gut ist gut, und besser ist besser. Herr von Blüta ist ein altadelicher Cammerherr

herr, der sieben Rittergüter besizt, und Ihnen also, wie Sie selbst einsehen werden, weit vorgeht. Meine Tochter muß sich glücklich preisen, daß er sie mag und ich habe ihm schon mein Jawort gegeben, das ich halten werde. Sie sehen also, daß bei so gestalten Sachen in meinem Hause nicht viel für Sie zu machen ist, und ich ersuche Sie daher dasselbige baldmöglichst zu verlassen, damit mein Herr Schwiegersohn durch Sie nicht in Verlegenheit geräth. Zu einer andern Zeit wird mir Ihr Besuch sehr angenehm seyn. Sie sind, wie ich, ein redlicher Teutscher ohne Heucheley, und meine Offenherzigkeit wird Sie also nicht beleidigen.

Vogel.

Wie in den Boden gewurzelt, stand ich da, als ich dieses Schreiben gelesen hatte. Einer solchen Rohheit hatte ich doch den Amtmann nicht für fähig gehalten. Ich war eben noch unschlüßig was ich sogleich thun sollte, als die Kriegsräthin in mein Zimmer trat, mir einen guten Morgen bot und mir sagte, daß ihr Vater eben mit dem Herrn von Blü-

ta ausgeritten wäre, und vor Abends nicht wieder zurückkommen würde. Ich gab ihr das Billet und sie wurde unter dem Lesen bald roth, bald bleich. Als sie geendet hatte, warf sie es unwillig auf den Tisch und rief einmal über das andere aus, o! meine unglückliche Schwester, meine arme Karoline! Mir schoossen selbst die Thränen stromweise aus den Augen, und wir saßen beide eine gute Weile ohne ein Wort zu reden, bis endlich Karoline zu uns kam. Ich erschrack heftig, da ich sie ansah, denn Todesblässe hatte ihre Wangen überzogen, und ihre rothgeweinten Augen zeigten von der Größe ihrer Leiden. Sie war indessen so ziemlich gelassen, und schien sich über die Abreise ihres Vaters zu freuen. Von seinem Schreiben an mich sagte ich ihr nichts. Wir giengen nun hinunter in die Wohnstube, wo die fürtrefliche Hausmutter, mit einem Frühstück auf uns wartete. Sie fuhr ebenfalls zusammen, als sie Karoline erblickte, und tröstete sie unaufhörlich. Sie war von unserer Liebe unterrichtet, und betheuerte, daß alles gut gegangen seyn würde, wenn wir nur zwei Tage früher gekommen wären. Ich

merkte wohl, daß sie mir ihre Tochter lieber gebe, als dem Blůta, aber sie durfte sichs nicht einfallen lassen, ihrem Manne ein Wort einzureden. Sie mußte sogleich am Abend Karolinen von seinem Willen belehren, und wůrde sich gewiß den hårtesten Begegnungen ausgesezt haben, wenn sie ihm nicht in allem beigepflichtet håtte. Ich zeigte ihr in Karolinens Abwesenheit das Billet ihres Mannes, und bat sie und die Kriegsråthin Karolinen auf meine schleunige Abreise gefaßt zu machen. Sie zerflossen beide in Thrånen, und versprachen mir ihren Beistand. Sobald Karoline wieder zu uns kam, schlug die Mutter einen Spaziergang in den Garten vor. Es war ein herrlicher Herbsttag und wir gehorchten gerne ihrer Einladung. Ich bot meiner mir ewig unvergeßlichen Geliebten den Arm, und wir giengen voran. Nach einigen gleichgůltigen Gesprächen machte ich sie auf die Nothwendigkeit meiner Abreise aufmerksam. Sie entfårbte sich anfangs, gab aber doch unsern vereinten Vorstellungen Gehör. Wir sezten uns in ein Gartenhåuschen, hielten daselbst Mittagstafel und suchten uns so gut, als mög-

lich

sich zu erheitern. Nach drei Uhr kehrten wir in das Haus zurück und ich schickte mich zur Abreise an. Karoline saß auf dem Kanapee, als ich Abschied von ihr nehmen wollte. Sie stand auf und sank mir ohnmächtig in die Arme. Ich drückte noch einen heißen Kuß auf ihre bebenden Lippen, überließ sie der Sorge der Ihrigen und entfernte mich schnell. Ich gieng bis in das nächste Städtchen, nahm dann Extrapost, fuhr die ganze Nacht hindurch und kam am Morgen glücklich zu Hause an. Nun wartete ich begierig auf die Ankunft der Kriegsräthin, aber erst nach drei mir zur Ewigkeit gewordenen Wochen kam sie. Sie brachte mir noch tausend Grüße und Segenswünsche und berichtete mir, daß sie nach vielen und harten Kämpfen endlich mit dem Herrn von Blüta auf seine Güter abgegangen sey, wo er ihr es freistellen wolle, den Tag ihrer Trauung zu bestimmen. — Urtheile nun, fühlender Freund, ob mein Schmerz, ob meine Klagen gerecht oder ungerecht sind; urtheile, in welche Seelenstimmung mich nothwendig dieser Vorfall versetzen mußte und frage

Dich selbst, ob ich nicht Mitleid verdiene? Lebe wohl und sey glücklicher, als

Dein

Rosenberg.

Neunzehnter Brief.

Ebenderselbe an Ebendenselben.

Mein Bester!

Kaum hatte ich meinen lezten Brief an Dich abgeschickt, als mich die Kriegsräthin schleunig zu sich rufen ließ. Da ich zu ihr ins Zimmer trat, saß sie mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt an einen Tisch und schrieb sehr emsig. Als sie mich gewahr wurde, stand sie auf, wischte sich mit dem Schnupftuch Thränen aus den Augen, und überreichte mir ohne ein Wort zu sprechen, ein Billet. Es war von ihrem Mann, der ihr in demselben ein ewiges Lebewohl sagte. Sie war eben im Begrif an ihren Vater zu schreiben, und es ihm durch einen reitenden Boten zuzuschicken. Sie las mir den Brief vor, mit dem sie eben

fertig

fertig war, und wollte mein Urtheil hören, weil sie befürchtete, sie möchte ihm, dem Urheber ihres Unglücks, im ersten Schmerz zu harte Vorwürfe gemacht haben. Ich hörte ihn an, fand ihn aber für einen so unwürdigen Vater noch viel zu gelind und schonend. Er machte ihrer Mäsigung in der That Ehre, und ich zweifle, ob ich in ähnlichen Fällen soviel Herrschaft über mich selbst gezeigt haben würde. Weil ich ihn gut fand, so wurde er sogleich gesiegelt und abgeschickt. Die Kriegsräthin war gelassener, als ich es dachte und bedauerte nur immer ihre Mutter. Von ihrer Unschuld überzeugt, achtete ihr großer Geist die hundertfältigen Glossen nicht, die an allen Toilleten, auf allen öffentlichen Plätzen, und in allen Visittenzimmern über ihren Unfall gemacht werden würden. Sie bat mich, bei ihr beim Abendbrod zu bleiben, und ließ auch meine Schwester rufen, damit die böse Welt nichts Arges denken möchte. Wir brachten die Zeit unsern Umständen gemäß, freilich etwas melancholisch zu, und nur das glückliche Temperament meiner Schwester gab unsern erschlaften Nerven manchmal eine neue Spannung.

nung. Diese suchte alles mögliche hervor um uns zu erheitern, aber es gelang ihr doch nicht immer. Endlich, da sie eben erschöpft war, und mich aufzubrechen erinnerte, weil die Nacht schon hereinbrach, so brachte ein Bedienter einen Brief, der uns auf einmal leider in die größte Wirksamkeit sezte. Er war von Karolinen. Die Kriegsräthin erbrach ihn hastig, und erblaßte schon, da sie kaum noch einige Zeilen gelesen hatte. Sein Hauptinhalt war ohngefähr folgender: Karoline schrieb, sie habe bald nach ihrer Ankunft bemerkt, daß der schändliche Blüta sie nicht zu seiner Gattin, sondern nur zu seiner Maitresse machen wolle. Im Anfang habe er ihr alle nur mögliche Vergnügungen gemacht und sie flehentlich gebeten, ihr die Rechte eines Ehemannes zuzugestehen; nach und nach aber habe er angefangen zu drohen, und sie izt gar einsperren lassen. Sie schriebe, fuhr sie fort diesen Brief in wahrer Todesangst, weil es ihr und ihrer Aufwärterin schlimm ergehen würde, wenn Blüta sie überraschen sollte. Am Schluße des Briefes bittet sie ihre Schwester, mich bei unserer Liebe zu beschwören, sie zu

retten. — — Engel, rief ich aus, indem ich dies Leztere las, du sollst mich nicht umsonst um Hülfe angefleht haben; ich will dich retten, und wärs aus tausend Ketten! Für diesen Ausruf belohnte mich die Kriegsräthin mit einer zärtlichen Umarmung und sagte: Gott wird ihnen beistehen, wenn sie an einem Verbrecher die gerechte Strafe vollziehen! Diese Worte erhöhten, wo möglich, meinen Muth noch mehr und ich sann sogleich nach, die gehörigen Maaßregeln zu treffen. Die Kriegsräthin meinte, ich möchte, weil ich ohnehin meinen Weg durch ihres Vaters Dorf nehmen müßte, ihm Karolinens Brief überbringen, und ihn auffordern, gemeinschaftliche Sache mit mir zu machen. Sie versicherte mich, daß ihm sein Ehrgeitz zur Rache gegen Blüta antreiben würde, und daß er alles aufbieten würde, seine Tochter dieser Schmach zu entreissen. Anfangs wollte mir dieser Vorschlag nicht recht in den Kopf, weil mich der Amtmann gar zu gröblich beleidigt hatte, inzwischen will ich es aber doch thun, um meine Mannschaft zu verstärken, weil ich ganz gewiß Gewalt brauchen muß. O! Freund,

nur ein Strahl von Hoffnung meine Karoline zu retten, und sie dann auf ewig vielleicht die Meinige nennen zu dürfen, wird mir Löwenstärke geben. Morgen werd ich mit Tages-Anbruch mit einen Bedienten und mit unserm Martin auf dem Wege seyn. Martin ist ein braver Bursche, er hat Courage und wird gewiß keine Gefahr scheuen. Das Dorf Mühlbach, wo Karoline sich aufhält, oder vielmehr wo sie gefangen sizt, ist sechzehn Meilen von hier. Meinen Pferden wird es bei dieser Expedition am schlimmsten gehen. Sobald ich wieder zurückkomme, schreibe ich Dir, wie es gegangen hat. Lebe wohl und flehe den Himmel an um Glück für

Deinen

Rosenberg.

Zwanzigster Brief.

Kriegsräthin Billwitz an den Münzr. Börner.

Hochzuverehrender Herr Münzrath!

So viel ich mir auch immer von der Erfüllung Ihrer gütigen Zusage hieher zu kommen

versprach, so sehe ich mich doch leider genöthigt Ihnen zu schreiben, daß dieses zur Erreichung Ihrer edeln Absicht für izt zu spät seyn würde, indem Billwitz aufgehört hat, mein Gatte zu seyn. Vorgestern Abends brachte mir sein Bedienter folgendes Billet und entfernte sich schnell.

Madam!

Wir haben beide längst eingesehen, daß wir nicht glücklich miteinander leben können. Ich glaube daher sehr vernünftig zu handeln, wenn ich mich auf ewig von Ihnen trenne und mir einen andern Ort zum Aufenthalt wähle. Mein Haus nebst allen, was darinn ist, mache ich Ihnen zum Geschenk. Für die beigelegte Banknote können Sie sich ein neues Brautguth kaufen. Leben Sie wohl: Ich bin

Ihr

Diener

Billwitz.

Sie können leicht glauben, hochzuverehrender Herr Münzrath, in welchen Schrecken

ich gerieth, als ich dieses Billet erhielt. Mein Vater sieht nun izt leider zu spät ein, daß er mich gezwungen hat einen Nichtswürdigen die Hand zu geben. Er flucht und tobt wie ein Rasender und meine Mutter fiel, als er ihr diese Nachricht brachte, zu seinen Füssen in Ohnmacht, aus welcher sie wieder erwachte, um von Kummer und Gram desto langsamer und peinlicher verzehrt zu werden. O! Billwitz, Billwitz, wie viel Unglück hat dein gränzenloser Leichtsinn gestiftet! wie giebst du deine Gattin dem Spott und der Verachtung der ganzen Stadt Preiß! Doch diese treffen mich eigentlich nicht, wenn mir sie auch gleich der große Haufe zuerkennt. Ich habe nicht aus schändlicher Begierde nach seinem Reichthum nach seiner Hand gestrebt, sondern er hat sie mir aufgedrungen. Dies ist allenthalben bekannt und darum werden mir auch Edle ihr Mitleid nicht versagen. Von Ihnen, verehrungswürdiger Freund, bin ich wenigstens am ersten überzeugt, daß Sie innigen Antheil an meinem erlittenen Unfall nehmen und mich redlich bedauern. Dies wars, was mich bewog Ihnen die Flucht Ihres ehemalgen Freundes

ausführlich zu schreiben. Möchte er doch so glücklich seyn und wieder einmal einen solchen Freund finden, der ihm bewahrte, daß er in den Abgrund nicht ganz hinabstürzt, vor dem er steht. Gott verzeihe ihm die Beleidigung, die er mir und den Meinigen zugefügt hat. Sie aber, werthgeschäzter Herr Münzrath, verzeihen mir, wenn ich in der Größe meines Schmerzes vielleicht mehr und anders schrieb, als ich schreiben wollte. Leben Sie wohl und glücklich und schenken Sie noch ferners Ihre Gewogenheit

Ihrer

aufrichtigen u. ergebnen
Henriette Billwitz.

Ein und zwanzigster Brief.

Hauptmann Rosenberg an den Pfarrer Wehrmann.

Theuerster Freund!

Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, um Dir die Beschreibung von einer Begebenheit zu liefern, an die ich selbst noch in der letz=

letzten Stunde meines Lebens mit Entsetzen denken werde. Ich will, um dem Gang meiner Erzählung nicht vorzugreifen, pünktlich da anfangen, wo ich in meinem letzten Schreiben an dich stehen blieb. Meinen Vorsatz gemäß, machte ich mich, sobald der Tag graute, mit meinem Bedienten und Martin mit Pistolen und Hirschfängern wohl bewafnet, auf den Weg. Als wir beim Amtmann Vogel ankamen, fand ich seine Frau, die allein zu Hause war, noch in der größten Bestürzung über die Entweichung des schändlichen Billwitz. Es that mir wehe, daß ich dieser unglücklichen Mutter eine neue Wunde schlagen mußte, aber es war nicht anders möglich. Ich war eben damit beschäftigt ihr die traurige Nachricht, so gut es geschehen konnte, mitzutheilen, als der Amtmann in die Stube trat. Ich überreichte ihm, ohne ein Wort zu sagen, Karoliniens Brief. Da er ihn gelesen hatte, gerieth er fast von Sinnen. Er warf sich auf einen Stuhl, schlug sich mit gepallter Faust vor die Stirne, und rief aus: was? zur Hure, will die Canaille meine Tochter machen? Ha! nun weiß ich, warum sich der Schurke nicht hier

copuliren ließ! Hier stand er auf, nahm mich bei der Hand und sagte: Sie wollen meine Tochter befreien, Ehrenmann? ich will mit ihnen gehen, und sobald wir sie bekommen, sollen sie sie haben. Nun wollte er sogleich satteln lassen, aber ich verwieß ihn zur Geduld weil meine Pferde erst gefüttert werden mußten. Die Amtmännin brachte nun mir und meinen Leuten etwas Speise, und nachdem wir gegessen hatten, saßen wir auf. Der Amtmann nahm einen Schreiber und seinen Amtsknecht mit, so daß wir also sechs Mann ausmachten. Des Amtmanns Knecht folgte uns mit der Chaise. Es war Abend acht Uhr, als wir ausritten, und es regnete heftig. Der Amtmann sprach unter Wegs sehr wenig und schien in tiefen Gedanken über seine Unbesonnenheit zu seyn. Gegen Morgen ließ der Regen nach, aber ein anhaltender kalter Wind setzte uns alle in Gefahr zu erkranken. Wir machten daher in einem Dorfe Halt, und wekten die Wirthsleute auf, die ordentlich erschracken, als sie uns sahen. Hier trockneten wir, so gut es geschehen konnte, unsere Kleider, frühstückten ein wenig, und setzten unsere Reise

se nach ohngefähr drei Stunden weiter fort. Nun hatten wir den schönsten Sonnenschein, der für unsern gemißhandelten Körper sehr wohlthätig war. Gegen Abend aber fiel wieder beinahe ein förmlicher Platzregen, der uns zwang, uns in einem Landstädtchen einzuquartiren, und daselbst zu übernachten. Von hier aus hatten wir noch vier Stunden, bis zum Ziel unserer Reise. Wir machten uns am andern Morgen früh auf, stellten unsere Pferde eine halbe Stund vor Mühlbach ein, und giengen zu Fuß dahin. Den Kutscher aber ließen wir mit der Chaise uns nachfahren. Als wir vor das Schloß kamen, fanden wir es verschlossen, und erst nach langen Anpochen, öfnete es uns ein Bedienter, der mit vielen Bücklingen bedauerte, daß Herr von Blüta nicht hier wäre, sondern sich seit gestern zu Bahndorf aufhalte, wo wir durchgeritten wären. Ich sagte ihm, daß wir gar nicht zu seinem Herrn wollten, sondern nur das Frauenzimmer zu sprechen wünschten, das seit sechs Wochen hier sei. Ueber diese Forderung stuzte der Bediente, und versicherte mir, daß er ausdrücklichen Befehl von seinem Herrn habe, niemand

mand zu ihr zu lassen. Auf diese Antwort erwiederte ich, daß ich ihm ausdrücklich befehle, uns zu ihr zu führen. Nun murmelte er ein paar Worte in den Bart, zog einen Schlüssel aus der Tasche, führte uns drei Treppen hoch hinauf, auf einen langen Gang und eröfnete die Thüre eines elenden Dachstübchens. Hier saß nun Karoline auf einem hölzernen Stuhl, und hatte ihr Strickzeug in der Hand. In einer Ecke des Stübchens lag eine Strohmatratze und in der andern stand ein Tischgen. Dies waren ihre Mobilien! — Sie stieß einen lauten Schrei aus, als sie mich erblickte, und flog in meine Arme. Ihrem Vater wollte sie die Hand küssen, aber er ließ es nicht zu, sondern umarmte sie ebenfalls, und blickte mit Thränen in den Augen um sich her. Wie lange bist du schon hier eingesperrt? fragte er Karolinen, und sie erwiederte, morgen wirds drei Wochen. — Was ich bei dieser Antwort fühlte, will ich nicht beschreiben. Ich bat sie nun ihre Kleidungsstücke zusammen zu nehmen, und uns zu folgen. Zitternd gab sie mir ihren Arm, und als ich sie zur Thüre hinaus führen wollte, traten mir

drei baumstarke Kerls in den Weg. Martin, der mir immer zur Seite stand, gab dem einen einen so derben Stoß, daß er an die Wand prallte. Der Amtmann und sein Schreiber zogen ihre Hirschfänger und bahnten mir einen Weg bis vor das Thor des Schloßes, wo uns ein wohlgekleideter Mann entgegen kam. Der Amtmann fragte ihn, ob er der Verwalter wäre, und da er es beiahte, sagte er: sagen sie ihrem Herrn, daß ich meine Tochter abgeholt habe, die Genugthuung will ich ihm schon noch abfordern? Der Verwalter versezte hierauf kein Wort, und wir brachten Karolinen glücklich in den Wagen. Ihr Vater, der Schreiber und ich sezten uns zu ihr, und die übrigen giengen neben her. Als wir in der Mitte des Dorfes waren, sahen wir ohngefähr sechs Bauern unter Anführung ienes Bedienten, der mir das Thor geöffnet hatte, mit Knütteln auf uns zukommen. Ich schoß eine Pistole ab, und die Bauern standen still. Dieß gefiel mir und ich rieth meinen Begleitern ein gleiches zu thun. Dieß that eine so gute Wirkung, daß die Bauern die Knüttel weg-

warfen und die Mütze vor uns abnahmen. So kamen wir glücklich an den Ort, wo wir unsere Pferde gelassen hatten. Der Amtmann und der Schreiber stiegen hier aus und setzten sich mit den übrigen auf ihre Pferde, ich aber blieb bei Karolinen in dem Wagen sitzen, und gab das Meinige meinem Bedienten. Nun wichen wir von der Landstrasse ab, um nicht durch Bohndorf ziehen zu dürfen, weil wir gehört hatten, daß Blüta sich daselbst aufhalte. Als wir dieses hinter dem Rücken hatten, glaubten wir ganz sicher zu seyn, und überließen uns ganz dem frohen Gefühle und der süssen Freude, welche eine gelungene Unternehmung zu begleiten pflegen. Ich saß Wonnetrunken an Karolinens Seite, und erhielt tausend Küsse zur Belohnung für ihre Rettung. Wir machten schon Plane für die Zukunft und sahen uns schon im Geist am Altare knien. Der Amtmann selbst wurde gerührt über unser Entzücken. Er ritt öfters eine Zeit lang neben dem Wagen her und eine Thräne der Freude glänzte in seinem Auge. Unsere übrigen Begleiter schwänkten ihre Hüte und jauchzten, daß die ganze Gegend wiederhallte

hallte. So zogen wir froh und vergnügt unsere Strasse dahin, als wir auf einmal, ohngefähr eine Stunde vor dem Städtchen wo wir übernachtet hatten, seitwärts in dem Wald ein Jagdhorn hörten. Karoline, die sich bisher schon immer furchtsam umgesehen hatte, fuhr zusammen, und zitterte wie ein Espenlaub. Ich sprach ihr Muth zu, aber ein neuer besonderer Stoß in das Horn vermehrte ihre Furcht. Wir sahen alle nach der Gegend aber keiner konnte etwas sehen, und wir glaubten also, es gehe uns gar nichts an, und wanderten ruhig weiter. Auf einmal aber hörten wir den Schall des Horns an der Spitze des Waldes zum drittenmal. Karoline bog sich ein wenig aus dem Wagen, fuhr aber sogleich wieder erschrocken zurück und rief: um Gotteswillen Blüta! Unser redlicher Martin ritt, sobald er dies hörte, hart an die Seite des Wagens, wo Karoline saß, und sagte: fürchten sie sich nicht Mamsell, so lang ich hier reite, bekömmt er sie nicht. Blüta war uns indessen schon fast auf den Nacken gekommen. Er stürzte mehr, als er ritt an der

Spitze von sechs seiner Jäger, über die Felder auf uns zu. Wüthender noch als eine Löwin, welcher man ihre Jungen geraubt hat, blickte er mich an, da er ein wenig näher kam. Der Amtmann ritt auf ihn zu und redete ihn an, aber er gab ihm kein Gehör, sondern sprengte gegen unsern Wagen, und befahl dem Kutscher augenblicklich umzukehren. Da dieser keine Lust dazu bezeigte, so zog er seinen Degen und hieb ihn mit der Klinge über den Buckel. Der Kutscher besann sich nicht lange was er thun sollte, sondern hieb ihm dagegen mit seiner Peitsche so jämmerlich ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase rann. Nun spannte Blüta voll Wuth eine Pistole, zielte nach dem Kutscher, verfehlte ihn aber, und traf einen von seinen eigenen Leuten, der sogleich vom Pferde sank. Dies war das Signal zu einem förmlichen Scharmützel. Blüta drang mit seinen Leuten immer mehr an den Wagen, der von den Unsrigen umzingelt war. Ein Jäger stieß zweimal nach mir, aber einmal parirte ich den Stoß aus, und das andremal half mir unser Martin, dem ich mein Leben danke, denn der Schurke wollte mir den

Degen hinterwärts in den Leib rennen. Karoline war mehr todt, als lebendig, und ich dachte bei meiner Vertheidigung nur immer darauf, sie zu beschützen. Unsere Leute hielten sich treflich, und Blüta merkte bald, daß er würde weichen müssen, denn drei seiner Leute waren schwer blessirt. Ich rief ihm zu, sich zu ergeben, aber er lachte laut auf, spannte eine Pistole, drückte sie gegen mich ab, und traf Karoline in die linke Seite. Als ich und meine Leute dieß sahen, waren wir unserer nicht mehr mächtig, und griefen nun auch nach den Pistolen. Ich zielte nach Blüta, verfehlte ihn aber ebenfalls, und traf sein Pferd, daß es sogleich zu Boden stürzte. Er rafte sich zusammen, bestieg ein anderes, iagte davon, und seine Leute folgten ihm. So waren wir nun zwar plötzlich von diesen Genossen des Satans befreit, aber das Unheil, welches er unter uns angerichtet hatte, war schrecklich. Karoline lag mit geschlossenen Augen, wie entseelt in ihrem Blute, ihr Vater war durch eine Schußwunde am Kopf auf den Boden gestreckt, der Schreiber war durch den linken Schenkel gestochen, der Amtknecht hatte einen

Hieb über die linke Schulter, und Martin war durch den rechten Arm gestochen. Ich hatte bloß eine leichte Wunde an der linken Hand, und mein Bedienter und der Kutscher waren, die Schläge abgerechnet, unbeschädigt geblieben. Zum Glück für uns sammelten sich nun eine ungeheure Menge Leute aus den benachbarten Ortschaften um uns her. Das von unserem Kampfplatze nur eine Viertelstunde entfernte Dörfchen, gehörte ebenfalls dem schändlichen Blüta. Die Bauern aus demselbigen fluchten und schimpften selbst auf ihren Herrn. Sie boten uns freundlich ihre Dienste an, und ihr Pfarrer, den der Lärm auch herbeigerufen hatte, bat mich dringend die schwer Verwundeten in sein Haus bringen zu lassen. Ich war ausser mir vor Freude, über diese guten Menschen, und bat sie nur mir Karolinen und ihren Vater verbinden zu helfen, weil ich befürchtete, sie möchten sich verbluten. Während dieß geschah, sorgte der brave Pfarrer für Tragsessel, weil er mit Recht glaubte, das Fahren möchte ihnen nicht dienlich seyn. Die Bauern sezten sie nun hinein und trugen sie seitwärts von der Strasse über

den Rasenboden ins Dorf. Die übrigen Verwundeten sezten sich in den Wagen und wurden in das Wirthshaus gebracht. Ich gieng mit dem Pfarrer in sein Haus und wurde von seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern sehr liebreich aufgenommen. Bald darauf brachten auch die Bauern Karoline und ihren Vater, und der menschenfreundliche Pfarrer ließ ieden Kranken in ein besonderes Zimmer bringen. Ich schickte sogleich meinen Bedienten in das benachbarte Städtchen und ließ zween Wundärzte rufen. Unsere beiden Patienten lagen noch immer in Ohnmacht. Die Töchter des Pfarrers waren unermüdet beschäftigt Karolinen wieder ins Leben zu bringen, und ich und ihr Vater versuchten das nämliche beim Amtmann. Wir rieben ihnen die Schläfe mit Essig, ließen sie riechen, und wendeten alle uns bekannten Mittel an, aber lange Zeit waren sie fruchtlos. Endlich aber schlug der Amtmann die Augen auf, und kam nach und nach etwas zu sich. Als ich dieß sah, verließ ich meinen Posten und gieng zu Karolinen, die eben auch die Augen öfnete, als ich an ihr Bette trat, sie aber sogleich

wieder schloß. Ich konnte mich nicht enthalten sie zu küssen, und fühlte, daß ihre Lippen, ob sie gleich ihre Farbe verändert hatten, dennoch durch ihre ziemliche natürliche Wärme, von denen eines Sterbenden weit unterschieden waren. Ich faßte Muth, drückte ihr die Hand und glaubte sogar meinen Druck erwiedert zu fühlen. Ich sezte mich an ihr Bette und horchte auf iedem Odemzug. Indem ich so da saß, erschienen zu meinem größten Vergnügen die Wundärzte, weit eher, als ich dachte. Ich schickte den einen in das Wirthshaus, und dem andern empfahl ich vor allen meine Karoline. Nachdem dieser ihre Wunde besichtigt hatte, schüttelte er den Kopf, versprach mir, wie gewöhnlich, sein Möglichstes zu thun, gab mir aber wenig Hofnung. Da er den Amtmann verband, sagte er: dieser Herr kömmt mit dem Leben davon, ob er aber bei Verstand bleibt, daran zweifle ich sehr. Diese Aeusserungen versezten mich natürlicher Weise in die tiefste Betrübniß. Ich nahm meine ganze Philosophie zusammen, um dem Schmerz nicht zu unterliegen, und mein fürtreflicher Gastwirth sprach auch Worte des

Trostes in mein bekümmertes Herz, die auf kein unfruchtbar Land fielen. Ich mußte nun auf sein Verlangen die Pflege meiner Kranken andern überlassen, und weil es bald Mittag war, mit ihm auf seine Wohnstube gehen. Minnhold, so heißt der würdige Seelsorger, bat mich, ihm nun die traurige Begebenheit dieses Tages zu erzählen, und ich that es mit der größten Offenherzigkeit. Als ich geendet hatte rief er aus: o! unglücklicher Blüta, was ist aus dir geworden! Ueber Tisch erzählte er mir, daß er schon lange mit ihm in Feindschaft lebe, weil er ihm einigemal schon derbe Strafpredigten gehalten habe. Sobald ich gegessen hatte, gieng ich wieder an das Bette meiner leidenden Freundin, fand sie aber in sehr traurigen Umständen. Hier war an keine Rückkehr ins Leben mehr zu denken. Sie lag noch einige Stunden so ohne Bewußtseyn da, und began dann ohngefähr gegen fünf Uhr den langen Todesschlaf. Ihre Miene war selbst im Tode so ruhig und liebevoll, daß ich sie in einer Mischung von Freude und Traurigkeit betrachtete. Gern wäre ich Stundenlang bei diesem geliebten Leichnam gesessen, wenn nicht

Pflicht für Lebende zu sorgen, mich davon zurückgehalten hätte. Ich gieng in das Wirthshaus, um zu sehen, ob meinen Patienten nichts abgieng. Da ich in die Stube trat, saßen sie alle mit rothgeweinten Augen da, denn sie hatten Karolinens Tod schon erfahren. Einige Zeit nach mir trat auch ein Jäger in die Wirthsstube, der schon bei Jahren zu seyn schien. Als er die Verwundeten sitzen sah, rief er aus: lauter Unglück! lauter Unglück! o! der gottlose Herr. Mir hat er meinen einzigen Sohn erschossen, da er nach dem Fuhrmann schießen wollte. Izt ist er fort, über alle Berge fort, aber Gott wird ihn schon finden, wenn ihn gleich die Menschen nicht finden! Bei diesen Worten fieng der alte Mann laut an zu weinen, und wir alle weinten mit ihm. Der Wirth, der einem ziemlich rohen Mann gleich sah, war selbst bewegt und sagte: Gott ein einziger Mensch, macht, daß so viele Thränen vergossen werden, die müssen ihn auf seinem Herzen brennen! — Ich saß ganz betäubt neben Martin, und hörte noch über eine Stunde der Erzählung von Blüta's mancherlei Schandthaten zu.

Ge-

Gegen Abend gieng ich in das Pfarrhaus zurück und bat den fürtreflichen Minnhold die Beerdigung meiner entseelten Geliebten zu besorgen, weil ich mich zu diesem Geschäfte zu schwach fühlte. Am Abend des folgenden Tages gieng sie vor sich. Ich war selbst dabei, und Minnhold hielt der Vollendeten an ihrem Grabe eine rührende Einseegnungsrede. Was ich dabei litte, will ich nicht beschreiben. Alle Umstehenden, denen Karolinens Schicksal bekannt war, beklagten sie sehr, verwünschten aber im Weggehen ihren Vater, weil er sie einem solchen Wüthrich Preiß gegeben hatte. Der Amtmann lag indessen an einem Wundfieber hart darnieder und phantasirte beständig. Am dritten Tag nach unserer Ankunft wurde er so unruhig, daß man ihm Hände und Füße binden mußte, damit er keinen Schaden anrichtete. Am folgenden Tag, wurde er zwar etwas ruhiger, aber er redete noch immer irre, und man konnte leicht merken, daß die Prophezeihung des Wundarztes ihrer Erfüllung leider nahe wäre. Er bekam völlig die Gesichtszüge eines Wahnsinnigen, redete allerlei Ungereimtheiten, und nahm schlech-

terdings keine Vorstellung an. Ich ritt selbst in die sechs Stunden von unserm Aufenthalt entfernte Residenz des Grafen von P. und bat seinen Leibarzt, ihn zu besuchen. Er erfüllte schon am andern Tag meinen Wunsch, lobte die Behandlungsart des Wundarztes, versicherte aber, daß hier alle menschliche Hülfe vergebens sey. Neun Tage hatte ich nun schon in dem Hause des Pfarrers zugebracht, und mit ieden Tag wuchs mein Verlangen diesen würdigen Mann nicht mehr lästig zu seyn. Endlich am zehnten erhielt ich vom Wundarzt die Erlaubniß mit meinen Patienten abzureisen. Der Abschied von dem edeln Minnhold fiel mir sehr schwer. Er hatte oft mit mir kleine Wallfahrten zu Karolinens Grab angestellt, ehrte meinen Schmerz und hatte Geduld mit meiner Schwachheit. Meine Reise war, wie leicht zu erachten ist, äußerst beschwerlich. Der Amtmann mußte oft mit Gewalt zum Einsteigen in den Wagen gezwungen werden, und die übrigen Verwundeten bedurften bald dieser bald iener Unterstützung. Einige Meilen vor Z. ritt ich voraus, um die Frau des Amtmanns auf seine Ankunft vorzubereiten. Dieses

ses Geschäfte war bei meiner damaligen Lage gewiß nicht gering. Ich studirte lange Zeit vorher förmlich darauf und es gelang mir auch so ziemlich, denn die Amtmännin hatte sich mit Standhaftigkeit auf jeden Vorfall gewaffnet. Ein eben so trauriges Geschäfte hatte ich, da ich endlich hier anlangte, mit der Kriegsräthin abzuthun. Dieses edle Weib zeigte sich mir wieder von einer sehr vortheilhaften Seite. Sie war über das Unglück ihres unnatürlichen Vaters mehr betrübt, als er es verdiente. Unser redlicher Martin ist nun völlig wieder hergestellt. Ich dank ihm nächst Gott mein Leben, und habe ihn zur Dankbarkeit auf zehn Jahre das Pachtgeld erlassen.— Wenn ich nun, mein Bester, izt so im Stillen über diese schreckliche Begebenheit nachdenke, wenn ich erwäge, in welcher augenscheinlichen Lebensgefahr ich schwebte, und wie ich vom ersten Schmerz betäubt, beinahe Blüta's Mörder geworden wäre; o! dann stockt fast mein Blut in meinen Adern und ein kalter Todesschweiß steht auf meiner Stirne. Nur das Bewußtseyn, daß eine Unschuld zu retten, meine Absicht war, bringt mich denn gleich-

sam

sam wieder zu mir selbst, und meine Brust öfnet sich dann zu Klagen über meine nichtige Unternehmung. Warum gelang es mir doch nicht meine Karoline zu retten? Warum gelang es einem Bösewicht, mich von dem höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund zu schleudern? Warum gelang es ihm, so viele Menschen unglücklich zu machen? Diese und tausend andere Fragen sind es, die mich izt unaufhörlich beschäftigen, und nur der feste Glaube an die Weisheit und Güte einer stets über uns wachenden Fürsehung hemmt meine Klagen. Ewig

der Deinige

Rosenberg.

Zwey und zwanzigster Brief.

Münzrath Börner an die Kriegsr. [illegible]witz.

Theuerste Freundin!

Einige Wochen nach dem Empfang Ihres werthen Schreibens, worinn Sie mir die Entweichung Ihres Gemahls berichteten, erhielt ich einen Brief von einem meiner Freunde aus

F. in welchem er mir schrieb, daß Billwitz bei der Ueberfahrt von Frankreich nach England verunglückt, und nebst drei andern Deutschen ertrunken wäre. Ich war sogleich Willens dieses wegen seines hinterlassenen Vermögens Ihrem Herrn Vater zu melden, damit er sich deßwegen an unsern Monarch wenden könnte, da ich aber erfuhr, in welchen traurigen Umständen er sich befinde, so that ich dies unverzüglich in Ihrem Namen selbst, und war so glücklich beigelegte Resolution zu erhalten, krafft welcher sie nach Abzug von zehntausend Reichsthaler für die verwaißten Schwesterkinder des Verewigten, vierzig tausend Gulden zu Hamburg zu erheben haben. Ich danke dem Himmel, daß er mich zur Mittelsperson Ihres Glückes gemacht hat. Wählen sie sich nun einen Gatten, der Ihrer Liebe würdiger ist, als der unglückliche Billwitz. Von meiner innigen Theilnahme an dem Ihr werthes Haus betroffenen Unfall glaube ich Sie nicht erst versichern zu dürfen. Ihre vollendete Schwester ist, als ein Opfer der Tugend, von dieser Welt geschieden; ihr Lohn wird herrlich seyn im Himmel! Leben Sie glücklich

und

und weihen Sie zuweilen eine Minute dem Andenken an

Ihren

ergebenen
Börner.

Drey und zwanzigster Brief.

Pfarrer Wehrmann an den Hauptmann Rosenberg.

Mein Bester!

So sehr auch die betrübten Nachrichten in Deinem lezten Schreiben meine Seele auf der einen Seite zum traurigen Mitgefühl stimmten, so entzückend war doch für mich auf der andern Seite am Schluße desselbigen Dein unverrückter Hinblick auf die Leitung menschlicher Schicksale von einer höhern Macht. Viele Deines Standes sind, wie Du selbst weißt, schwach genug, sich fast jeder religiöser Empfindung zu schämen. Ich habe als ein eilfjähriger Feldprediger diese Bemerkung leider oft genug zu machen Gelegenheit gehabt, wenn sich gleich doch manche noch nicht ganz ver-

dor-

dorbene Jünglinge in meiner Gegenwart zuweilen etwas zusammen nahmen. Mit wahrem Verdruß denke ich noch immer an einen Lieutenant, der einen Rekruten zum Gegenstand des bittersten Spottes machte, als er ihn mit der Bibel in der Hand, noch dazu an einem Festtage unter einem Baume sitzen sah. Möchten sich doch solche nichtswürdige Bursche wenigstens in so weit bescheiden, daß sie nicht darauf ausgiengen Proselyten zu machen; sie selbst könnten immer auf ihre eigene Gefahr so dahin leben, wenn sie ja jedem Ruf zu ihrer Sinnesänderung unumgänglich den Eingang zu ihrem Herzen versperren wollten. Ein Soldat, der Religion hat, ist und bleibt mir in der That immer noch ehrwürdiger, als ein anderer, der religiös denkt, weil er immer in seinem Stande, fast möchte ich sagen ein Hinderniß an der herrschenden Sitte seiner meisten Cameraden hat. Du wirst mir gewiß im allgemeinen hierin beipflichten, lieber Hauptmann, wenn du erwägst, wie viel böse Beispiele zumal bei jungen, sich selbst überlassenen Leuten wirken, und wie sehr also einer mit sich selbst kämpfen muß, wenn er nicht in der Schlinge

der

der Verführung gefangen werden will. Doch ich will nicht weiter im Feldpredigers Ton fortfahren, sondern mich eines Auftrags entledigen, den ich mit vielen Vergnügen übernommen habe. Es besteht dieser nämlich in der innigsten und herzlichsten Danksagung der Eltern des von dir so menschenfreundlich aufgenommenen Paares. Ich habe ihnen den Aufenthalt ihrer Kinder und ihre ganze itzige Lage entdeckt, iedoch ohne mich als den Beförderer derselben zu erkennen zu geben, weil sie einfältig genug seyn könnten, meine Handlung als eine stillschweigende Billigung des Ungehorsams ihrer Kinder mißzudeuten. Sie wären leicht im Stande zu glauben, ich hätte ihren Kindern selbst zur Flucht gerathen, weil sie auf meine Ermahnung ihre Einwilligung nicht zu ihrer Verbindung gegeben hätten. Ich thue also besser, ich stelle mich, als wenn sie als ganz Unbekannte zu dir gekommen wären. Es freut mich vom Herzen, daß Martin Dir so treulich beigestanden hat. Er wird sich gewiß Deiner Güte noch würdig machen. Grüße ihn und seine Frau in meinem Namen und sage Ihnen, sie sollen an ihre Eltern schreiben,

Verzeihung hätte ich ihnen ausgewirkt. — Verzeihe mir, bester Freund, wenn ich Dir vielleicht dießmal etwas zu kalt auf die Nachricht von Deinem grosen Verluste schreibe. Ich fühle ihn ganz und würde thöricht zu handeln glauben, wenn ich durch wiederholte Klagen die kaum geharschte Wunde wieder aufreisen wollte. Du besizest Stärke des Geistes genug um Dich von keinem Unfall gänzlich niederschmettern zu lassen. Entlade in den Umgang mit der würdigen Kriegsräthin Dein Herz von dem lastenden Kummer, sey ganz der Freund Deiner Freunde, mische Dich in ihre Cirkel und verscheuche den Gram aus Deinem Busen. Lebe wohl und glücklich zur Freude

Deines

Wehrmanns.

Vier und zwanzigster Brief.

Obrist Wachtmeister Rosenberg an den Pfarrer Wehrmann.

Inniggeliebtester Freund!

Lange, lange schon hast Du keinen Brief von mir erhalten, nun aber erhältst Du hier einen

desto

desto wichtigern. Ueberzeugt von der Größe Deiner Freundschaft, nenne ich ihn auch für Dich wichtig, weil er Angelegenheiten enthalten soll, die für mich von der größten Wichtigkeit sind. Zuerst ein paar Dinge, die mich nur entfernt betreffen. Vor ohngefähr fünf Monaten starb der wahnsinnige Amtmann Vogel in seinem vier und sechzigsten Lebensjahre. Sein Tod war gewiß Wohlthat für ihn und für die Seinen. Seine Amtsunterthanen hielten sein leztes Unglück durchgehends für eine Strafe von Gott für sein tyrannisches Betragen gegen alle, die unter ihm standen. Ich suchte einigen von ihnen diese Meinung zu benehmen, aber sie gaben mir gerades Wegs zu verstehen, daß ich ihn nicht genug gekannt hätte, wenn ich dies nicht zugeben wollte. In seinem Hause war er freilich ganz Tyrann. Möchte ihm doch der Allbarmherzige verzeihen, wie er mich und die Seinigen gekränkt hat! — Einige Wochen nach seinem Tode erhielt ich einen Brief vom würdigen Pastor Minnhold, worinn er mir berichtete, daß Blüta, der sich bisher zwanzig Meilen von seinen Gütern bei dem Sohn seines verstorbenen Bruders heimlich

verhalten habe, sich, da er die Nachricht von Karolinens und ihres Vaters Tod hörte, selbst aus Verzweiflung entleibt hätte. So machte dieser Bösewicht das Maaß seiner Sünden noch durch einen Selbstmord voll. Ein paar Tage nach dem Empfang dieses Briefes, erhielt die verwittwete Amtmännin von dem Neffen des unglücklichen Bluta ein eigenhändiges Schreiben, worin er ihr, als der Erbfolger seines Onkels, zu einiger Vergütung lebenslänglich eine Pension von sechs hundert Gulden zusicherte, und sogleich ein Geschenk von hundert Ducaten beilegte. Dieser Edle ist erst ein junger Herr von zwei und zwanzig Jahren. Er verräth, dem Himmel sey Dank! eine andere Gesinnung, als sein sechs und vierzig Jahre alt gewordener Oheim. Die Amtmännin sieht sich nun hiedurch in den Stand gesezt, sich durch ein angenehmes Leben für ihre ausgestandenen Mühseeligkeiten etwas schadlos zu halten. Jedermann, der weiß, was dieses fürtrefliche Weib in ihrer sechs und zwanzig Jahre lang gedauerten Ehe gelitten hat, gönnt ihr dieses Glück vom ganzen Herzen.

Sie

Sie hatte auch das Unglück mehr durch Zwang, als durch freie Wahl, in einem Alter von achtzehn Jahren die Gattin eines Mannes zu werden, den sie nach ihrem eigenen Bekenntniß nie liebte. Harmonische Denkart, der Ehe höchstes und größtes Glück fehlte ihnen gänzlich. Ihre Ehe war eine zusammenhängende Kette von Zwist und Uneinigkeit. Unbegreiflich ist es mir, wie aus einer solchen Verbindung zwei so liebenswürdige Töchter entsprossen, als die Kriegsräthin und ihre Schwester! Noch unbegreiflicher aber ist es mir, wie der verewigte Amtmann, der aus seinem eigenen Beispiel die traurigen Früchte einer erzwungenen Heurath sattsam ersah, so grausam seyn konnte, seine beiden Töchter so vorsetzlich unglücklich zu machen. Die Kriegsräthin, die durch die Fürsorge des rechtschaffenen Börner den größten Theil des Vermögens ihres entlaufenen und verunglückten Mannes erhielt, ist nun eine sehr begüterte Frau. Sie hat zwei Jahre lang viel gelitten. Ihr Haus hat sie verkauft, und wohnt nun schon ein Vierteljahr bei meiner Schwester. Unser täglicher Umgang rückte unsere Herzen einander näher, und —

ich will es Dir nur gestehen, sie wurde eine Braut und ich ein Bräutigam! — Ist dies keine wichtige Neuigkeit für meinen Wehrmann? Himmel, wie hätte ich so etwas glauben sollen, da ich Dir zum erstenmal schrieb, welchen unauslöschlichen und unvertilgbaren Eindruck ihre Reize auf mich machten? Doch dies ist noch immer nicht das Wichtigste, was ich Dir zu schreiben habe, mein Theurer! Noch wichtiger ist wenigstens für mich die Veränderung meines Standes. Ich bin nicht mehr Hauptmann, sondern Besitzer von zwei Dörfern, die nur zwei Stunden von hier entfernt sind. Es war dies der Wunsch meiner Henriette, und ich trug kein Bedenken, ihr ihn zu gewähren, da ich ohnehin zum Soldatenstande keine große Neigung mehr fühle. Ich verlangte von unserem Monarchen meinen Abschied, und erhielt ihn mit beigefügten Patent als Obrist Wachtmeister. Schon lange wünschte ich mir, da ich die Rechte studiert habe, einen andern Wirkungskreiß, und izt sehe ich mir glücklicher Weise eine Laufbahn geöfnet, in welcher ich der Welt gewiß mehr zu nutzen hoffe, als bisher. Der ehemalige

Besitzer meiner Güter, der Baron von Klogau, ist eben im Begriff sie zu verlassen. Sobald dies geschehen seyn wird, will ich mich daselbst einrichten, und mich mit meiner Henriette, auf ewig verbinden lassen. Gott, mit welchem Entzücken sehe ich diesem Tag entgegen! Ersatz ist mir der Hinblick auf ihn für einen großen Theil meiner ausgestandenen Leiden! Karoline, meine verklärte Karoline, wird mit Wohlgefallen auf mich und ihre Schwester aus den Wohnungen der Seeligen herabblicken, am Throne des Erhabenen niederknien und für uns Seegen und dauerndes Glück erflehen! Sie liebte uns beide mit der größten Zärtlichkeit und ihr Wunsch war auch stets unser Wille. Die auffallende Aehnlichkeit meiner Henriette mit ihrer verewigten Schwester läßt ihr Bild nie aus meiner Seele kommen. Wir unterhalten uns oft Stunden lange von der Verklärten und zollen ihrem Andenken noch manche Thräne der innigsten Wehmuth. Ausser ihrer Schwester wäre gewiß kein Mädchen mehr im Stande gewesen mich zu fesseln, weil keine ihr so ähnlich ist, als sie. An ihrer Hand werde ich froh durchs Leben

wallen, iede mühvolle Unternehmung durch ihre Liebe belohnt sehen, und so der glücklichste Sterbliche seyn! Vereinige, theuerster Freund! Dein Flehen mit mir zur gütigen Gottheit um Weisheit und Kraft zu meinem neuen und großen Beruf, Vater meiner Unterthanen zu werden, ist mein einziges Bestreben! Möchte es mir doch gelingen, am Abend meines Lebens sagen zu können, du hast nicht umsonst gelebt. Erflehe diese Gnade für mich von den Allbeglücker. Lebe wohl und vergiß nie

Deinen

Rosenberg.

II.

Pfarrer Hillmar,

oder

der glückliche Gatte und Vater.

Ein Gemählde häuslicher Freuden.

Adolph Hillmar hatte das Glück, schon in seinem vier und zwanzigsten Jahre als Prediger in einem Dorfe in Franken angestellt zu werden. Seltene Geistesgaben, ausdauernder Fleiß und untadelhafte Aufführung, waren die Hülfsmittel durch die er zu einer Zeit, da in seinem Vaterlande Verdienste galten, so frühzeitig eine Versorgung erhielt. Ueberzeugt von der Wichtigkeit seines Berufes, arbeitete er mit un=

ablässigem Eifer an der Erweiterung seiner Kenntnisse, und auch noch als Prediger übte er sich vorzüglich in der, für ihn ganz unentbehrlichen Kunst, seine erworbenen Einsichten andern verständlich mitzutheilen. Hier erfuhr er erst, wie schwer es sey, seine Religionsvorträge nach der Fassungskraft seiner Gemeinen einzurichten. Hier bemerkte er erst recht, daß sein Vortrag nur alsdann sicher Nutzen stiften würde, wenn er sich Deutlichkeit zum Hauptgesez dabey gemacht hätte, und versäumte daher keine Gelegenheit diese höchst schäzbare Gabe zu erlangen. Er war unaufhörlich bemüht, sich deutliche Begriffe zu bilden, und wurde dadurch, wie er es wünschte, seinen Zuhörern verständlich und nützlich. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir hier alle die Vorzüge aufzählen wollten, die unsern Hillmar zum würdigen Religionslehrer machten, und begnügen uns daher im allgemeinen nur die Quellen, woraus die übrigen alle herfliessen, angegeben zu haben. Wir wollen ihn nunmehr unserem Zweck gemäß, von der Seite seines Charakters betrachtet, kennen lernen, von wel-

cher er gewiß in keinem minder hellen Lichte erscheinen wird.

Hillmar war schon damals ein Mann von geradem und festem Charakter. Er war Menschenfreund im ganzen Umfang dieses Wortes. Gleich gut gegen alle gesinnt, übte er jede Pflicht ohne Ausnahme gegen alle, und wurde eben darum von allen geliebt. Ein herrschender Zug in seinem Charakter war weise Güte, ein Vorzug, der uns Sterbliche der Gottheit nahe bringt. Sanftmuth und liebreiches Wesen blickte aus seinen Augen, und jedes seiner Worte zeugte von einem, von Menschenliebe, Wohlwollen uud Biedersinn erfüllten Herzen. Gerne neigte er sein Ohr den Klagen seiner leidenden Brüder, nahm sich ihrer Angelegenheiten treu und redlich an, und half wo er konnte. Weit entfernt vom Stolz, betrug er sich gegen jeden in seiner Gemeine leutselig und freundlich, ohne jedoch von dem, seinem Amte so nöthigen Ansehn, etwas zu vergeben. Sich die Liebe und das Zutrauen der Seinigen zu erwerben, war sein Hauptaugenmerk seit dem Antritt seines Amtes ge-

wesen. Er erreichte auch diese seine Absicht glücklich, und war schon im ersten Jahre seiner Amtsführung geliebt, wie ein Vater von seinen Kindern. Lebensmüde Kreise, die den öffentlichen Versammlungen nicht mehr beiwohnen konnten, wankten gebückt am Stabe, seiner Wohnung zu, um Trost für die Beschwerden ihres Alters zu hohlen. Männer und Jünglinge lernten Lebensklugheit von ihm, und Knaben hörten mit Vergnügen seinen Unterricht, weil er der Einfachheit ihrer Begriffe so angemessen war. Hillmar stand also auf diese Art bei seiner Gemeine in Achtung, Ehre und Ansehn, und wurde, was noch weit mehr sagen will, geliebt und von jeder Familie, gleichsam wie ein Glied derselben angesehen. So glücklich und zufrieden er aber auch immer unter solchen Umständen lebte, so schien ihm doch immer etwas zu fehlen, so oft er von Amtsgeschäften ermüdet, einsam in seinem Hause umher irrte. Sich eine Gefährtin des Lebens zu wählen, war der natürlichste Gedanke, der sich ihm hier aufdrängte. Durch diese glaubte er die Leere ausgefüllt zu sehen, die er wahrnahm. Noch kannte er kein Mädchen,

chen, das er zur Theilnehmerin an seinem Glücke, zu seiner Gattin hätte machen können. Noch nie war sein Herz den sanften Empfindungen, der, alles belebenden Liebe so geöfnet, als izt, da er als Diener der Kirche im Namen der Gottheit Bündnisse knüpfte, die ihm so ehrwürdig waren. Freude des häuslichen Lebens, die er sonst nur aus Schilderungen kannte, stellte sich ihm izt beym Anblick eines von ihm eingesegneten Paares in einem weit helleren Lichte dar, und luden ihn dringend zum frohen Genuß ein.

Noch unentschlossen, mit welcher von den Töchtern seiner Gegend er dieses häusliche Glück geniessen sollte, rief ihn das Ohngefähr an das Krankenbette einer Waise, die eine Stunde von seinem Aufenthalt, auf dem Schloße des Herrn von Vestenheim lebte. Eleonore Bilau, so hieß dieses Mädchen, war die Tochter eines Pfarrers, und hatte das Unglück, frühzeitig eine vater = und mutterlose Waise zu werden. Herr von Vestenheim, ein edler Menschenfreund und reicher Gutsbesitzer, von ohngefähr sechzig Jahren, nahm sie an Kindes-

desstatt an, und seine würdige Gemahlin erzog sie mit ihrer einzigen Tochter aufs sorgfältigste. Eleonore verfiel damals in ein hitziges Fieber, und glaubte nahe an den Pforten der Ewigkeit zu seyn. Sie verlangte einen Geistlichen und ihr Pflegvater ließ unsern Hillmar rufen, weil der Prediger seines Dorfes selbst hart darnieder lag. Hillmar kannte den Herrn von Vestenheim bisher nur aus dem guten Rufe, in dem er allenthalben stand. Er erfüllte mit Vergnügen seinen Wunsch und begab sich auf sein Schloß. Mit thränenden Augen empfieng ihn dieser Edle, schilderte ihm die tiefe Betrübniß seines ganzen Hauses über den herannahenden Tod seiner Pflegetochter, sagte ihm ausserordentlich vieles zu ihrem Lobe, und führte ihn endlich selbst an ihr Krankenbette. Seine Gemahlin und seine Tochter Henriette, saßen bei der kranken Eleonore, und einige Bauernmädchen standen ringsumher und weinten. Die Kranke war ohngefähr zwei und zwanzig Jahre alt, und trug, obgleich ihre Gesichtszüge durch die Krankheit sehr entstellt waren, dennoch Spuren ehemaliger Schönheit an sich. Sie richtete sich auf, da sie unsern

Hill=

Hillmar sah, und bat ihn, doch vor allem ihre Henriette zu bewegen, sie zu verlassen, damit sie nicht auch Gefahr liefe, krank zu werden. Hillmar und Vestenheim freuten sich über ihre edle Gesinnung, brachten es aber nicht dahin, daß Henriette sie verließ. Sie liebte sie zu sehr, als daß sie ihre Verpflegung einer andern hätte übertragen sollen. Eleonore sprach von der Annäherung ihres Todes mit heldenmüthiger Gelassenheit, und völliger Ergebung in den Willen des Allgewaltigen. Hillmar bestärkte sie hierin noch mehr, und zeigte ihr mit hinreissender Beredsamkeit den Zusammenhang dieses Lebens mit dem künftigen. Er schilderte ihr ihre guten Gesinnungen und Thaten als eine herrliche Aussaat für die Ewigkeit mit den lebhaftesten Farben und stimmte ihre Seele zu einer Freudigkeit, die schon nahe an Seeligkeit gränzte. Alle Anwesende wurden tief gerührt und beobachteten ein ehrerbietiges Stillschweigen. Noch nie war ihnen der Tod von einer solchen Seite geschildert worden, noch nie fanden sie weniger furchtbares in dem Gedanken an ihn, als izt, da Hillmar so redete. Eleonore schien durch ihren Vor-

trag

trag gestärkter zu seyn, als durch die köstlichsten Arzneymittel. Sie sprach noch eine Zeitlang mit ziemlicher Heiterkeit von religiösen Gegenständen mit ihm, und bat ihn, sie am künftigen Tage wieder zu besuchen. Herr von Bestenheim, der unserm Hillmar aufmerksam zugehört hatte, gab ihm die überzeugendsten Beweise von der Achtung, von welcher er gegen ihn durchdrungen war. Er wiederholte Eleonorens Bitte, und entließ ihn, nachdem er sich noch ein paar Stunden auf das liebreichste mit ihm unterhalten hatte.

Hillmar befand sich auf dem Wege nach seinem Dorfe in einer Lage, die ihm ganz fremd war. Noch nie gehabte Gefühle bemächtigten sich seiner und versezten ihn in einen unnennbaren Zustand. Noch nie war er mit so warmer Theilnahme und so inniger Rührung von einem Krankenbette geschieden, als diesesmal. Eleonorens fürtrefliche Religionskenntnisse, ihre standhafte Gemüthsverfassung, ihr edelmüthiger Streit mit ihrer für sie schwesterlich besorgten Henriette, und die freundschaftliche Besorgung des Herrn von Bestenheim

heim erfüllte seine ganze Seele mit Wonne und Entzücken. Der Gedanke an Eleonorens Hinscheiden füllte sein Herz mit tiefer Betrübniß, und entlockte seinem Auge eine mitleidige Zähre. O! möchte sie länger leben und glücklich seyn! — Mit diesem Wunsche beschäftigt kam er in seiner Wohnung an, und der Gedanke an Eleonoren schwand selbst in dem ernsthaftesten Geschäfte, nur Augenblicke lang, aus seiner Seele. Feurig und anhaltend flehte er zur gütigen Gottheit um die Fortdauer ihres Lebens und konnte kaum die Stunde erwarten, die ihm bestimmt war, die Wirkung seines Gebetes zu erfahren. In einer solchen Unruhe hatte er sich noch nie befunden. Eleonore das leidende Mädchen stand wachend und schlafend vor seinen Augen und bewegte ihn zum Mitleid. Unerklärbar war ihm selbst die Stärke seines Gefühls, unerklärbar die Wonne, die ihn bei dem Gedanken an die Wiederkehr ihrer jugendlichen Kräfte wie elektrisches Feuer durchströmte. Mit raschen Schritten eilte er zur bestimmten Zeit dem Schlosse zu und Herr von Vestenheim kam ihm selbst mit heiterm Gesichte entgegen. Meine Eleo-

nore lebt, rief er freudig und ist nach der Aussage des Arztes auf dem Wege zur Besserung! Hillmar war hoch erfreut über diesen tröstlichen Zuruf, bewunderte Vestenheims warmen Antheil an dem Schicksale seiner Pflegetochter. Kein Vater kann zärtlicher gegen seine Tochter gesinnt seyn, als es dieser würdige Cavalier gegen diese unadeliche Waise war. Unser Hillmar gab ihm sein Vergnügen darüber zu erkennen und gieng mit ihm an das Bette, wo seine Gattin und Tochter sorgfältig ieden Wink der Leidenden beobachteten. Ganz anders, als gestern wurde er heute bewillkommt. Selbst die Kranke war ungemein heiter und sagte zu ihm, die Fürsehung scheint mir ein längeres Leben zu gewähren, ertheilen Sie mir Lebensregeln! Diese kluge Anrede gab unserm Hillmar Veranlassung, sie durch die Erinnerung an den frohen Lebensgenuß nach vollendeter glücklicher Genesung noch mehr zu erheitern. Er wußte wohl wie förderlich eine frohe heitere Seelenstimmung für einen Kranken sey, und durfte also bei Krankenbesuchen den Tadel vieler Aerzte nicht fürchten, die mit vollem Rechte behaupten, daß manche Geistli-

che am Krankenbette mehr schaden, als nutzen. Eleonore dankte ihm recht herzlich für die Geistes und Herzensnahrung, die er ihr gegeben hatte, und vergoß Thränen des Danks und der Freude, da er sie verließ. Vestenheim überhäufte ihn wieder mit Gunstbezeugungen, und bat ihn sogar um seine Freundschaft. Hillmar war eben so bezaubert von der Ehre, die man ihm anthat, als diejenigen, die sie ihm erzeigten, von ihm und seinem Vortrage dahin gerissen waren. Er war außer sich vor Vergnügen und hatte Mühe seine Gedanken zu sammeln. Erst da er wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war, fiel es ihm ein, daß sein Gebet erhört sey. Voll des kindlichsten Dankes warf er sich auf seine Knie und flehte um fernern Seegen zu Eleonorens Genesung. Sie selbst und ihren großmüthigen Wohlthäter durch ihre Wiederherstellung glücklich zu sehen, war ihm izt der erfreulichste Gedanke. Noch niemals hatte er bei einem Mädchen so viele Einsichten und ein so richtiges Gefühl für Wahrheit und Tugend zu bewundern Gelegenheit gehabt, als bei Eleonoren. Ihr Leben schien ihm daher für ihre

Mitmenschen noch wünschenswerth und zu ihrer eigenen weitern Vervollkommnung noch nöthig. Mit innigem Vergnügen vernahm er am folgenden Tage von dem Arzte selbst, daß sie außer aller Lebensgefahr wäre. Er trat mit einem herzlichen Glückwunsch an ihr Bette, gieng von diesem in ein rührendes Dankgebet über und stimmte die Seelen aller Anwesenden zu frohen Empfindungen des reinsten Dankes gegen den Allbarmherzigen. Herr von Vestenheim umarmte ihn mit sichtbarer Rührung und sagte: Bisher, mein Lieber, rief Sie Ihr Amt in unsere Mitte, nun sey es die Stimme der Freundschaft, die Sie, so oft es ihre Geschäfte erlauben, zu uns ruft! Seine Gattin und Tochter stimmten mit ihm ein und Eleonorens Blick schien unserm Hillmar deutlich genug zu erkennen zu geben, daß ihr diese Einladung nicht gleichgültig sey. Er bezeigte über ihre freundschaftlichen Aeusserungen die lebhafteste Freude und versprach beim Abschied, sie fleisig zu besuchen.

Hillmar fand es aus mehr, als einem Grunde für gut, mit dem Herrn von Vestenheim

heim Freundschaft zu halten. Sein zuvorkommendes liebreiches Betragen gegen ihn, als einen so iungen Mann, trieb ihn dazu ganz vorzüglich an. Er ehrte in ihm einen Freund der Menschheit, einen erfahrnen Rathgeber, einen würdigen Beherrscher seiner Unterthanen und einen klugen Hausvater. Der Umgang mit ihm war für ihn lehrreich und nüzlich und darum auch wünschenswerth. Er versäumte daher keine Gelegenheit, sich diesen liebenswürdigen Mann immer mehr zum Freund zu machen und erreichte auch seine Absicht durch fortgesezte Besuche ganz vollkommen. Hillmar war nun fast täglich im Vestenheimischen Schloße und wurde daselbst immer als Hausfreund mit lautem Jubel empfangen. Ohngefähr sechs Wochen nach Eleonorens Genesung kam er eines Abends eben dahin, als sie ganz allein zu Hause war. Er unterhielt sich über zwei Stunden auf das angenehmste mit ihr und glaubte ganz sicher, in ihr das Mädchen gefunden zu haben, an deren Hand er seine Tage glücklich dahin leben könnte. Gleich schön von Körper und Seele, schien sie ihm ganz liebenswürdig zu seyn. Er suchte nun

jede Gelegenheit auf, sich von ihrer Gegenliebe zu überzeugen und bot ihr, da er in einigen Monaten Beweise genug davon fand, seine Hand an. Eleonore, die es sich schon lange bekannt hatte, daß sie ihn liebe, entfaltete ihm ohne Zurückhaltung ihr Herz, das so warm für ihn schlug und bat ihn ihren zweiten Vater um seine Einwilligung zu bitten. Hillmar that es und Vestenheim sah durch seine Bitte einen seiner heisesten Wünsche erfüllt. Er seegnete Eleonoren und Hillmarn wie seine Kinder und sah dem Tag ihrer Vereinigung mit Ungeduld entgegen. Seine Gemahlin und Tochter waren auch nicht minder darüber erfreut. Sie besorgten der vielgeliebten Braut eine stattliche Aussfertigung und waren ihr überhaupt auch in der Folge ganz Mutter und Schwester. Auf Vestenheims Verlangen wurde die Trauung auf seinem Schloße vollzogen und Hillmar führte seine Eleonore erst am Abend in seine Wohnung ein.

Gewöhnlich hält der große Haufe den Zeitpunkt der Verheurathung für die schicklichste Gelegenheit entweder gute oder lieblose Urtheile

theile zu fällen. Auch Hillmar und seine Gattin mußten sich es dieser herrschenden Sitte gemäß gefallen lassen, daß man hie und da über sie günstig und ungünstig urtheilte, je nachdem einen der Geist der Rechtschaffenheit oder der Verläumdung trieb. Zu ihrem Glücke wurden aber nur wenige lieblose Urtheile über sie gefällt. Hillmar war, wie wir oben schon sagten, allgemein beliebt und Eleonore wurde schon als die Pflegtochter des Herrn von Vestenheim nicht weniger geschäzt. Sie war überdieß unter den Augen der Bewohner dasiger Gegend aufgewachsen, und niemand konnte sie mit Grund eines Fehltritts beschuldigen. Daher kam es nun, daß sie ziemlich glimpflich beurtheilt wurden. Nur einige Bauern meinten, daß eine auf dem Edelhofe erzogene Frau Pfarrerin sich schämen würde, sich mit ihren Weibern zu unterhalten, worauf sie doch einmal sehr viel hielten. Da ihnen aber Eleonore am Tage nach ihrer Hochzeit gerade das Gegentheil zeigte, so gaben sie sich zufrieden und brachten ihr recht ansehnliche Geschenke. Hillmar freute sich herzlich über das leutselige und menschenfreundliche Betragen seiner Gattin

tin und lebte ganz ihr und ihren Wünschen. Westenheim besuchte ihn mit seiner kleinen Familie recht fleisig und beide unterhielten, in ihren verschiedenen Verhältnissen, gleichwol die zärtlichste Freundschaft. Westenheim wünschte oft, daß Hillmar sein Sohn wäre, so liebte er ihn. Seine Tochter Henriette hatte fast gar keine Gesellschafterin außer unserer Eleonore. Sie hatte bemerkt, daß einige hochadeliche Fräulein in ihrer Nachbarschaft sie nicht gerne in ihrem Cirkel dulden wollten und hielt sich daher lieber von diesen gänzlich entfernt, um mit ihr in der engsten Verbindung ungestört leben zu können. Die Nachbarschaft ihrer Wohnorte war ihnen dazu sehr günstig und es vergieng selten ein Tag, an dem sie sich nicht sahen und sprachen. Hillmar und seine Gattin lebten auf diese Art glücklich und zufrieden. Ihr Haus war eine Wohnung des Friedens, der Freude und Glückseligkeit. Sie beeiferten sich um die Wette ihre Pflichten, als Eheleute und Weltbürger, in ihrem ganzen Umfange treu und unverbrüchlich zu erfüllen, und es gelang ihnen gewiß in so weit, als ein so großes und edles Unternehmen Sterbli-

chen

chen immer gelingen kann. Hillmar arbeitete als denkender Religionslehrer, als nachahmungswürdiger Staatsbürger und liebenswürdiger Menschenfreund mit sichtbarem Seegen an seiner Gemeine. Sein Beispiel leuchtete den Bewohnern seines Dörfchens stets wie ein wohlthätiger Leitstern voran, und lohnte die, die ihm folgten im reichsten Maaße. Eleonore, ein Muster weiblicher Sittsamkeit und Tugend, gieng allen Weibern und Mädchen ihres Adolphs mit beispiellosem Eifer auf dem Wege zum Gipfel des Glückes voran. Ihre zärtliche Sorgfalt für ihren Gatten, ihre unermüdete Betriebsamkeit in ihren häuslichen Verrichtungen, ihre weise Sparsamkeit und ihr leutseeliges Betragen gegen das Gesinde bewogen viele zur Nachahmung, und brachten Ruhe und Zufriedenheit in ihre Hütten. Sie beehrte fleisige arbeitsame Mädchen mit ihrem Beyfall und reizte dadurch andere zur Nachahmung; sie warnte ausschweifende Dirnen mütterlich, nahm sich aber der einmal Gefallenen auch mit weiser Güte an, wenn anders der ernste Vorsatz der Besserung bei ihnen zur Reife kam; sie unterstützte Arme und Nothleidende nach ihrem

be-

besten Vermögen, tröstete Betrübte und Leidende mit inniger Theilnahme und stand Kranken mit Belehrungen und Dienstleistungen unverdrossen und uneigennützig bei. Entstanden Zwiste oder Uneinigkeiten, so warf sie sich nicht eben zur Unzeit mit gebietherischer Miene zur Schiedsrichterin auf, sondern wartete bis sie um ihre Meinung gefragt wurde, oder ersah klüglich den Zeitpunkt, wo sie ein Wort zu seiner Zeit reden zu können glaubte. Sie mischete sich dabei nicht in Rechtshändel, sezte keine Parthei gegen die andere in Bewegung, sondern suchte nur den Funken der Zwietracht nicht zur Flamme auflodern zu lassen. Der Geist der Sanftmuth, der sie beseelte, strebte der Einigkeit und Freundschaft hold, unaufhaltsam Menschen mit Menschen durch das Band der heisesten und innigsten Liebe auf immer unzertrennlich zu vereinen.

So wirkte sie im Stillen viel Gutes durch ihr Beispiel, durch wohlangebrachte Erinnerungen, Warnungen und Winke, die aber alle das Gepräge der Sanftmuth und Liebe an sich trugen. Wie bald sie sich dadurch bei

den Edelgesinnten fast eben so beliebt machte als ihr Adolph, wird jeder leicht glauben können, der auf die Art, wie sie dabei zu Werke gieng, ein sorgfältiges Augenmerk richtete. Sie wußte sehr wohl, wie viel bei der minder-gebildetern Volksklasse auf eine zweckmäßige Behandlungsart ankomme, und ließ es daher ihre erste Sorge seyn, die verschiedenen Falten des menschlichen Herzens auszuspühren, um sich bei der Veredlung desselbigen darnach richten zu können. Daher kam es nun, daß ihre Erinnerungen fast überall Eingang und gute Aufnahme fanden. Ihr Gatte, der auf diese Art, sogar eine treue Amtsgehülfin an ihr hatte, liebte sie alle Tage herzlicher und inniger. Beide glaubten wegen der Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen immer mehr, ganz für einander geschaffen zu seyn, und genossen entfernt vom Geräusche der sogenannten großen Welt, die Freude der häuslichen Glückseligkeit in ihrem ganzen Umfange. Zur Vermehrung derselbigen gebahr Eleonore ihrem Adolph in zwei aufeinanderfolgenden Jahren vier Kinder, jedesmal Zwillinge, zuerst zween Knaben und dann zwei Mädchen. Herr von Vestenheim,

seine

seine Gemahlin und Tochter wurden die Taufpathen dieser Kinder, und sie erhielten die Namen: Karl, Ferdinand, Emilie und Julie. Ueberzeugt, daß Gesundheit das erste Erforderniß zu einem glücklichen Leben sey, suchte Hillmar die zarten Körper seiner Kinder durch einfache Nahrungsmittel, Kleidung u. d. gl., schon frühe dauerhaft und stark zu machen. Er beobachtete aber auch hier, wie allenthalben die Regeln der Vorsicht und Klugheit aufs strengste, und suchte nicht etwa durch eine, auf bloße Einfälle sich stützende Erziehungsmethode, nur Aufsehn zu erregen. Noch wichtiger aber, als dieß, war ihm billig die Ausbildung der Seelen seiner Kinder. Er fühlte sich stark genug, sich diesem schweren, wichtigen aber belohnenden Geschäfte selbst zu unterziehen, hub aber doch nicht so frühe damit an, als es gewöhnlich, vielleicht mit Unrecht zu geschehen pflegt. Bei dem ersten Unterricht, den er seinen Kindern ertheilte, band er sich an keine Zeit und an keine Form, sondern machte sie nur, wie im Vorübergehen, auf alles, was ihnen in die Sinne fiel, aufmerksam, zeigte ihnen in einer, ihrer Fassungskraft

angemessenen Sprache, Ursache u Wirkung solcher Dinge, und gieng so vor Leichteren allmählig zum Schwereren über. Nach nd nach wurde sein Unterricht ernsthaf [illegible] achdem es die Gegenstände erfordert [illegible] ie er betraf. So bereicherte er ihren Verstand mit allgemein nützlichen Kenntnissen, entflammte ihre jugendliche Herzen zum Eifer für wahre Tugend und bereitete sie dadurch zu einem glücklichen Erdenleben und zu einer frohen Ewigkeit pflichtmäßig und gründlich vor. Er opferte gerne die Stunden, die sonst der Erholung gewidmet waren, dem Nachdenken über die Wohlfarth seiner Kinder auf, und zog nicht selten seinen würdigen Freund, den Herrn von Vestenheim zu Rathe. Dieser allgemein verehrte Greis liebte Hillmars Nachkömmlinge großväterlich. Ihre stufenweise Ausbildung, die er damals freilich nur noch im Kleinen bewundern konnte, machte ihm gleichwohl ausserordentlich viel Vergnügen. Er fand überhaupt in seinem hohen Alter viel Geschmack an der Betrachtung der Kultur des menschlichen Geistes. Welt und Menschenkenntniß zu

erlernen, war schon von ieher seine Lieblingsbeschäftigung gewesen, und daher kam es, das er schon auf die zarten Kinder seines Freundes sorgfältig Achtung gab, um einstens den Grund ihrer Denkart, in ihren gleichsam angebohrnen Neigungen zu finden. Allein so sehnlich er dieses auch wünschte, so wurde ihm doch dieser Wunsch vom unergründlichen Schicksal versagt. Er starb da Hillmars Knaben erst zehn Jahre alt waren. Wir halten es für überflüßig, eine Schilderung von der tiefen Trauer zu entwerfen, in welche alle versezt wurden, die dieser Todesfall angieng. Unsere Eleonore weinte Thränen der Dankbarkeit an seinem Grabe und ihre Kinder sanken schluchzend neben ihr nieder. Ihr bekümmerter Adolph suchte sie zu trösten, aber es fehlte ihm fast selbst am Troste. Billig und gerecht war ihr Schmerz, Standhaftigkeit lehrte sie ihm Gränzen setzen, und bald gab ihnen die gütige Gottheit an seiner statt Freude.

Frau von Vestenheim fühlte sich zu schwach, die Verwaltung ihrer Güter zu übernehmen und that daher ihrer Henriette, die

schon

schon mit dem Herrn von Kronfeld, einem armen aber edeln Kavalier, versprochen war, den Vorschlag sich mit ihm trauen zu lassen, damit die Angelegenheiten ihrer Unterthanen gehörig besorgt werden möchten. Henriette krönte mit Vergnügen den Wunsch ihrer Mutter, und Hymens Fackel erhellte die Nacht der Schwermuth, mit welcher der Engel des Todes die dasigen Gefilde umzogen hatte.

Herr von Kronfeld stand mit unserem Hillmar in einem Alter. Sie lernten sich auf dem vestenheimischen Schloße kennen und waren bald auch Freunde. Henriette und Eleonore waren unzertrennlich und bemühten sich beständig, ihre Männer durch das Band der Freundschaft immer mehr zusammen zu ketten. So lebten sie fast zwei Jahre ungestört froh und glücklich. Nach Verlauf dieser Zeit aber, schlug ihnen der Tod ihrer gemeinschaftlichen Mutter, der Frau von Vestenheim, abermals eine harte Wunde, die nur nach Jahren wieder zuheilte. — Kronfeld lebte nun mit seiner Gemahlin allein auf seinem Schloße in einsamer Stille. Sein Wunsch seine Ehe ge-

segnet zu sehen, blieb unerfüllt. Seine Henriette war oft selbst darüber bekümmert, und wünschte ihr Gemahl möchte ihre Pathe, Emilie Hillmar, an Kindesstatt annehmen. Sie entdeckte ihm ihren Wunsch, und er war sehr wohl damit zufrieden. Nun kam es nur darauf an, ob es auch Hillmar zufrieden wäre. Dieser hatte zwar eben nicht nöthig sein Kind von fremden Leuten ernähren zu lassen; allein er hatte doch vier Kinder, und bei seiner herrschenden Neigung zur Wohlthätigkeit, eine eben nicht einträgliche Pfarre. Daß seine Tochter nur eine Stunde weit von ihm entfernt, in Gesellschaft biederer Menschen leben sollte, schien ihm für ihr Wohl nicht nachtheilig zu seyn, und er ließ es auf ihre Bitte geschehen, da Emilie eben zwölf Jahr alt war. Frau von Kronfeld liebte diese ihre Pathe um so viel mehr, da sie ganz das Ebenbild ihrer Mutter vor sich hatte. Emilie trat schon, wie ihr Bruder Karl, mit den wohlthätigsten Geschenken aus dem Schooße der Mutter Natur beglückt, auf der Schaubühne der Welt auf. Kein Wunder also, daß beide in der bildenden Hand ihres großen Vaters wohl ge-

riethen. Ferdinand und Julie, mit weniger Geistesgaben ausgerüstet, gediehen bei gleicher Pflege, doch keineswegs so, wie iene. Hillmar, der verständige Erzieher, bemerkte dieß bald, und unterstüzte seine schwächern Kinder, mit Geduld und Gelassenheit. Seinen Ferdinand gab er den Amtmann des Herrn von Kronfeld, in seinem vierzehnten Jahre in die Schreibstube, seinen Karl aber bestimmte er in Gedanken zum künftigen Religionslehrer. Er unterrichtete ihn treu und eifrig in den, einem künftigen akademischen Bürger nöthigen Vorkenntnissen, und ließ ihn, da er in das zwanzigste Jahr gieng, von den Vorstehern einer benachbarten Fürstenschule prüfen, wo er das rühmlichste Zeugniß erhielt. Nun machte er ihn mit den Pflichten, Obliegenheiten und Geschäften eines Religionslehrers bekannt, und schickte ihn, da er Neigung dazu an ihm wahrnahm, auf die Akademie Jena.

Karl Hillmar fand daselbst schon ein paar Bekannte an den Söhnen der Prediger, der an seines Vaters Wohnort angränzenden Dörfer. Er war kein Neuling in der Welt,

ob er gleich kaum fünf Meilen von seinem Geburtsort entfernt gewesen war. Sein Vater hatte ihm Lebensklugheit gelehrt, mit welcher glücklichen Gabe er allenthalben willkommen war. Durch seine fürtrefliche Erziehung schon mit festen Grundsätzen gewafnet, trotzte er heldenmüthig den stärksten Angriffen der Verführung, und wurde bald durch seinen Fleiß und durch seine untadelhafte Aufführung, ein Muster für alle seine Zeitgenossen. Doch, wir wollen ihn nunmehr verlassen und sehen, was während seiner rühmlichen akademischen Laufbahn in seinem väterlichen Hause vorgieng.

Hillmar und seine Gattin waren nun mit ihrer Tochter Julie allein. Julie war ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen, besaß ein Herz voll Menschenliebe und Biedersinn und hatte bei ihrer Mutter fast mehr Gewicht, als ihre rasche feurige Schwester Emilie. Sie zeigte in allen ihren Unternehmungen eine ausdauernde Beharrlichkeit und Unverdrossenheit, womit sie ihre Schwester, die zwar reich an guten Vorsätzen, aber arm an mit Schwierigkeiten verknüpften Thaten war, weit übertraf.

Eleo-

Eleonore schäzte sie als Gehülfin in ihren landwirthschaftlichen Geschäften sehr, und bildete sie ganz zur künftigen Hausmutter und Vorsteherin einer Landwirthschaft. Emilie lebte indessen auf dem Schloße des Herrn von Kronfeld mehr städtisch als ländlich. Sie fand kein Vergnügen an ländlichen Beschäftigungen, sondern gab sich mehr mit höhern weiblichen Arbeiten ab, worinn sie ihre gnädige Frau Pathe unterrichtete. Sie trieb sogar Musik und Poesie sehr glücklich und ihr Vater mußte oft über ihren lebhaften Witz und über den kühnen Schwung ihrer Phantasie recht herzlich lachen. Er nannte sie nur scherzweise seine gelehrte Emilie, erinnerte sie aber natürlich über diese Uebungen das Wesentliche nicht zu versäumen. Herr von Kronfeld und seine Gemahlin liebten Emilie wie ihre Tochter, nahmen sie zuweilen in die benachbarten Städte mit und versagten ihr keinen Wunsch. Sie lebten auf diese Art recht glücklich und vergnügt bis ohngefähr zwei Jahre nach dem Abgang ihres Bruders nach Jena Herr von Kronfeld durch einen Sturz vom Pferde plötzlich sein Leben endete. Seine gebeugte Gemahlin

schloß nun ihre Güter zu verkaufen, und sich zu ihrer Freundin unserer Eleonore zu begeben, um mit ihr den Rest ihrer Tage zu verleben. Sie bot in dieser Absicht ihre Güter feil und fand sogleich einen Käufer an einem reichen sächsischen Cavalier, der aus Verdruß über die Hofcabale W. verlassen hatte. Herr von Williot, so hieß dieser Cavalier, war ein schöner wohlgewachsener Mann von etwa zwei und dreisig Jahren. Er fragte, sobald er zur Frau von Kronfeld kam, ob Emilie ihre Tochter wäre, und schien einigermassen verlegen, als sie es verneinte. Sobald er erfuhr, daß sie Hillmars Tochter wäre, so suchte er durch die Frau von Kronfeld Zutritt in seinem Hause und erhielt ihn sehr leicht. Eleonore, die sorgsame Mutter merkte bald, wem diese Besuche angiengen und gab ihrer Emilie zärtliche Winke. Emilie war von Williots Schönheit und von seinem artigen und gefälligen Betragen ganz bezaubert, wagte es aber nicht, einen Gedanken an Liebe nur einen Augenblick in ihrer Seele Raum zu geben. Er bemerkte dies, gab ihr in seinem Herzen recht und fragte unsern Hillmar, ob er sie ihm zur Gattin

geben wolle, wenn sie ihn liebe? — Hillmar, der Williots Absicht schon so gut wahrgenommen hatte, als seine Eleonore, antwortete ihm auf diese Frage nicht gerade zu, sondern machte ihm einige kurze aber bündige Vorstellungen. Er gieng dabei mit sehr vieler Behutsamkeit zu Werke, weil er ihn bereits als einen klugen und edeldenkenden Mann kannte. Williot hörte ihn mit der ruhigen Miene des Weisen an und entgegnete seinen Einwürfen mit großer Bescheidenheit: Auf die Vorstellung, wieviel er seiner Tochter aufopfere, da er sie einem Fräulein vom Stand und Vermögen vorziehe; antwortete er: opfert sie mir denn nicht weit mehr auf, wenn sie mich vielleicht einen gelehrten und berühmten Mann vorzieht? — Diese seltene Sprache bewog unsern Hillmar zum Stillschweigen. Er umarmte den Edeln, rief seine Gattin und Tochter herbei, berichtete ihnen was hier vorgefallen war, und ertheilte, da sie alle eines Sinnes waren, Williot und seiner Emilie seinen väterlichen Seegen. Eleonore stand lange wie betäubt und unbeweglich da. Das Glück einen so vornehmen und reichen Cavalier zum

Schwiegersohn zu bekommen, hielt sie für einen angenehmen Traum, den sie beim Erwachen verschwunden zu sehen wähnte. Sie hatte Mühe sich von der Wirklichkeit dessen, was hier vorgieng zu überzeugen und besann sich nur izt erst ganz, da ihr ihre wonnetrunkene Emilie an den Hals flog und sie um ihren mütterlichen Seegen bat. Williot vereinte seine Bitte mit der ihrigen und die Beste der Mütter weinte Thränen der Freude an dem Busen ihrer Kinder. Frau von Kronfeld und Julie wurden auch herbei gerufen, um Antheil an dieser festlichen Freude zu nehmen, und diese Gruppe guter Menschen feierte diesen Tag mit wechselseitigen Ergiesungen ihrer, von Liebe und Freundschaft gegen einander erfüllten, Herzen. Hillmar und seine Eleonore versezten sich oft im Geiste in die Wohnungen der Seeligen zu Bestenheim und seiner Gemahlin. Unbegreiflich schien es fast unserer Eleonore, nun bald ihre Tochter an der Stelle ihrer würdigen Pflegemutter zu sehen! O! möchte sie doch, dachte sie mit gerührter Seele, o! möchte sie doch der Geist dieser Verklärten umschweben, und bei ieder ihrer Unternehmungen

ihr rathend und warnend zur Seite stehn! Sie konnte sich nicht enthalten, ihrer Tochter diesen geheimen Wunsch zu wiederhohlen, und diese gelobte ihr feierlich, die Gottheit selbst um diesen Schutzgeist anzuflehen. Emilie war im Ganzen genommen ein Mådchen das viele Vorzüge besaß. Ihr durch zweckmåsige Lektüre und wohlgewåhltem Umgang gebildeter Verstand und ihr einnehmendes gefålliges Betragen rissen jeden, der sie kennen lernte, zur stummen Bewunderung dahin. In einem minder hellerem Lichte erschien sie aber damals noch von der Seite ihres Herzens. Leichtsinn und Eitelkeit waren zwei herrschende Züge in ihrem Charakter. Zwar hatte das spåhende Auge ihres Vaters diese Flecken so frühe wahrgenommen, aber sie gånzlich zu vertilgen, vermochte er nicht. Doch hofte er, wie es auch wirklich geschah, daß diese Scharten bei reiferem Alter, durch die bewåhrte Macht der Vernunft würden ausgewezt werden. Ihre gegenwårtige glückliche Verheurathung schien zwar neuen Stof zu ihren Lieblingsneigungen in sich zu fassen; allein sie bekam glücklicherweise einen Gemahl, von dessen Hand geleitet, sie

jeder Gefahr zu straucheln, triumphirend entgieng. Herr von Williot wußte sie schon in ihrem Brautstande, so an sich zu ziehen, daß er ihr Vater, Freund, Rathgeber, kurz, alles in allem war. Sie entdeckte ihm die geheimsten Regungen ihres Herzens, machte ihn zum Theilnehmer an ihren Empfindungen und unterwarf ihre Urtheile gerne seinen bessern Einsichten. Beide sahen dem Tag ihrer Verbindung so begierig entgegen, als der Wettläufer seinem vorgesteckten Ziel. Hillmar wollte an diesem Tage ein Familienfest feiern und erinnerte daher seine Tochter, ihre Vermählung bis auf die Rückkehr ihres Bruders von Jena aufzuschieben. In weniger als drei Monaten sollte Carl nach einem dreijährigen Aufenthalt auf der Universität seinen Einzug im väterlichen Dörfchen halten, was konnte also wohl billiger seyn, als diese Feierlichkeit bis dahin anstehen zu lassen, um auch ihn, den Stolz seiner Eltern, in dem Cirkel der Fröhlichen zu sehen? — Im Ganzen genommen war auch dieser Aufschub durch die Dazwischenkunft einer neuen fröhlichen Begebenheit für alle weit mehr Gewinn, als Verlust. Ferdi-

dinand, Hillmars zweiter Sohn gieng, wie aus dem Obigen bekannt ist, in seinem vierzehenden Jahre in die Amtsstube des Vestenheimischen Beamten. Da er nun drei Jahre daselbst, als Lehrling gestanden hatte, so kam er als Schreiber zu einem begüterten Gerichtsschreiber eines angränzenden adelichen Rittergutes. Bei diesem machte er sich durch seinen Fleiß und durch seine gute Aufführung so beliebt, daß er ihn nach einem sechsjährigen bewiesenen Diensteifer mit Genehmigung seiner gnädigen Herrschaft, seine Stelle abtrat, und ihm seine einzige Tochter Carolinen zur Gattin zu geben versprach, wenn er sich ihre Liebe zu erwerben wüßte. Ferdinand und Caroline, die schon lange ein geheimes Liebesverständniß unterhielten, dünkten sich, als sie diese Aeusserung vernahmen, die glücklichsten Sterblichen zu seyn und beichteten ihren nun bald gemeinschaftlichen Vätern mit aufrichtigen Herzen. Ferdinand bat nun auch seine Eltern um ihre Einwilligung und erhielt sie im Gefolge der heisesten Seegenswünsche sehr gerne. Nun stand den glücklichen Liebenden nichts mehr im Weege und sie konnten ungehindert

den Tag ihrer Trauung mit Williot und Emilien feiern. Zwei Kinder so frühe versorgt und an einem Tage verheurathet zu sehen, was mußte dies nicht für eine Freude für Eleonoren und ihren Adolph seyn? Welche sanften Empfindungen mußten nicht bei diesem Gedanken ihr Vater- und Mutterherz durchströmen? Eines solchen Vergnügens werth, bereitete es ihnen der gütige Himmel zum Zeichen seines Wohlgefallens und zur Ermunterung für ihre Söhne und Töchter.

Karl langte zur unaussprechlichen Freude seiner Eltern und Geschwister, mit den besten Zeugnissen seiner Lehrer versehn, glücklich und wohlbehalten im väterlichen Hause an, und am andern Tag wurde die Vermählung vollzogen. Herr von Williot ließ sich von seinem Pfarrer trauen, Ferdinand wurde aber von seinem Vater eingesegnet. Emilie betrug sich als gnädige Frau recht bescheiden und gegen jeden ihrer Unterthanen liebreich und gefällig. Ihr Gemahl suchte jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen, und sie lebten auf diese Art glücklich und vergnügt. Ferdinand und seine Karoline leb-

lebten ebenfalls im blühenden Wohlstand. Sie hatten ein gutes Auskommen, standen in Ansehen, und entdeckten täglich neue Vorzüge an einander. In einem Jahr wurden Hillmar und seine Eleonore Großeltern. Emilie gebahr eine Tochter und Karoline einen Sohn.

Ohngefähr zwei Jahre hernach starb Williots Pfarrer, und Karl kam an seine Stelle. Sein Vorfahrer war unverheurathet gewesen, und hatte die Pfarrgüter verpachtet. Karl aber der mehr haushälterisch dachte, wollte Oekonomie treiben, und sah sich daher unter den Töchtern des Landes nach einer Gehülfin um. Sein Bruder Ferdinand führte sie ihm zu, in der Person der Schwester des Pfarrer Mühlberg, der noch nicht lange in dem Dorfe Prediger war, wo Ferdinand sich aufhielt. Auch durch sie wurden Hillmar und seine Gattin schon im ersten Jahr Großeltern, denn sie gebahr eine Tochter. Nun war Julie=

lie noch allein im våterlichen Hause. Ihre Mutter liebte sie zu sehr, als daß sie ihr nicht auch bald eine gute Versorgung håtte wůnschen sollen, und doch war es ihr fast bange, wenn sie sie verlieren sollte, weil sie sie so gut in der Hauswirthschaft brauchen konnte. Demohngeachtet aber, war sie schon lange einem fůrtreflichen Manne bestimmt, der sie ganz verdiente, und der kaum sieben Monate nach Karls Hochzeit um ihre Hand anhielt. Pfarrer Můhlberg, Karls Schwager, war dieser Mann. Hillmar liebte ihn, vom Tage an, da er ihn kennen lernte, wie seinen Sohn. Julie, das sanfte Mådchen, fand ihn weit ůber alle Månner erhaben, und Eleonore sprach mit Wårme und Achtung von ihm. Durfte er wohl unter solchen Umstånden eine abschlågliche Antwort befůrchten? Hillmar selbst beraumte ihren Hochzeittag an, und ertheilte ihnen seinen våterlichen und priesterlichen Seegen.

gen. Mit welchen Empfindungen er die Trauung seines vierten Kindes vollzog, kann nur derjenige beurtheilen, der selbst schon in ähnlichen Fällen war. Julie lebte mit ihrem Manne recht glücklich. Sie wurde im zweiten Jahr ihrer Verheurathung Mutter eines Sohnes und machte dadurch ihren Vater, schon in seinem fünf und fünfzigsten Jahre, zum viertenmal zum Grosvater.

Hillmar und Eleonore lebten nun im Kreise ihrer Kinder und Kindeskinder, wenn ich so sagen darf, im Vorsaale des Himmels. Die Nähe, in welcher sie beisammen wohnten, machte, daß sie fast täglich zusammen kamen, und sich ihres Glückes freuen konnten. Herr von Williot suchte schon wenige Jahre nach seiner Verheurathung, seinen Schwiegervater zu überreden, sein Amt niederzulegen und bei ihm auf seinem Schloße zu leben; allein Hill-

mar schlug ihm damals seine Bitte förmlich ab, indem er sagte, daß er unedel handeln würde, wenn er als ein Mann von so dauerhafter Gesundheit schon aufhören wollte, seine Kräfte zum allgemeinen Besten zu verwenden. Fühle ich mich zu schwach ferner zu nützen, setzte er hinzu, so will ich gerne ihr Anerbieten annehmen, um durch mein Unvermögen meiner Gemeine nicht zu schaden! Hillmar blieb auch diesem seinen Vorsatz treu und versah sein Amt bis in das vier und siebenzigste Jahr, wo er sein Amtsiubiläum feierte, von seiner Gemeine in einer rührenden Rede förmlich Abschied nahm, und seinem ersten Enkel, Ferdinands Erstgebohrnen, seine Verrichtungen an seiner Kirche übertrug. Anderthalb Jahre nachher hielten Hillmar und seine Eleonore ihre Jubelhochzeit auf Williots Schloße. Sie wurden in Gegenwart ihrer Kinder und Enkel, deren Anzahl sich damals bis auf dreizehn belief, von den

Su=

Superintendenten des Kirchsprengels noch einmal feierlich eingeseegnet. Von dieser Zeit an hielten sie sich wechselsweise bei ihren Kindern auf, waren ihre Rathgeber und Erzieher ihrer Enkel und Enkelinen. Ein Jahr nach ihrer Jubelhochzeit hatten sie das Vergnügen Emiliens älteste Tochter, Sophie, an einen gewissen Herrn von Feilenbach verheurathet zu sehen, aus welcher glücklichen Ehe sie noch zwei Urenkel erlebten. In seinem achtzigsten Jahre überreichte Hillmar in eigener Person seinem Landesherrn eine Bittschrift, worin er für seinen Enkel, den bisherigen Verweser seiner Pfarre um den Dienst anhielt. Der gnädige Fürst gewährte ihm seine Bitte, und Hillmar sah nun auch seinen lezten Wunsch glücklich erfüllt. Nun machte er sich immer mehr auf die Annäherung seiner Todesstunde gefaßt, und bereitete vorzüglich die Seinigen darauf vor. In einem so glücklichen Greisenalter dem Todte

mit heiterer Stirne entgegen zu sehen, dazu gehörte gewiß sehr viel, dazu gehörte die ganze Standhaftigkeit eines frommen Gottesverehrers, dessen Wunsch der Gottheit Wille ist. Hillmar und Eleonore waren solche Gott ergebene Menschen, und darum verschieden sie auch kurze Zeit nacheinander, gelassen, mit dem erfreulichen Gedanken, dereinst an der Spitze ihrer Kinder, vor den Richter des Weltalls hinzutreten und zu sagen: Herr! hier sind wir und hier sind die, die du uns gegeben hast! —

III.

Luise Herwich,

oder

die belohnte Tugend.

Sey ruhig, beste Luise, sagte der Amtmann Rosenau zu seiner Gattin, als sie weinend und die Hånde ringend an seinem Bette stand, da ihm der Arzt rieth, sich auf den Uebergang ins bessere Leben zuzubereiten; sey ruhig, sagte er zu ihr und hoffe auf Gott den Allbarmherzigen. Er war noch immer der Versorger der Wittwen und der Vater der Wai-

sen, er wird auch dein Versorger, und Vater deiner Kinder seyn! Schätze konnte ich dir, ohne mein Gewissen zu beschweren, nicht sammeln, und daß du dieses nicht wolltest, wußte ich. Du bist reich genug, du besitzest einen gebildeten Verstand und ein edeldenkendes Herz. Du wirst dich dadurch groß zeigen, daß du dich in deine Lage zu finden weist, und wirst bei deinen wenigen Bedürfnissen wohl schwerlich drückenden Mangel fühlen. Izt wirst du erst recht inne werden, wie vortheilhaft es ist, wenn man sich gewöhnt, sich mit Wenigem zu begnügen. Ich zweifle nicht, daß sich ein edler Menschenfreund finden wird, der dich bey der Erziehung unserer Kinder unterstützt, da du das Deine zu ihrer ersten Bildung gewiß redlich beitrugst. Unser Adolph hat viele Talente, zu deren Entwicklung ihm freilich geschickte Lehrer zu wünschen wären; da du aber das Vermögen nicht hast, ihm höhern Unterricht ertheilen zu lassen, so darfst du dich deswegen nicht grämen, denn er kann, wenn er eine Profession erlernt, eben so gut ein nützlicher und glücklicher Weltbürger werden, als wenn er ein angesehener Mann im Staate

wird.

wird. Seine natürlichen Anlagen werden ihm in iedem Stande förderlich und ersprießlich seyn und ihm bei Betreibung iedes Geschäftes unläugbaren Nutzen gewähren. Unser Fickchen bedarf wenig anderer Anweisung, als der deinigen, um eine glückliche Erdenbürgerin zu werden und zu ihrer Erziehung wird dich deine Klugheit und Erfahrung wenig Aufwand zu machen lehren. Der Himmel wird deine Bemühungen gewiß seegnen, dir Freude an deinen Kindern erleben lassen und sie zum Trost und zur Stütze deines Alters machen. Luise fühlte sich stark als sie ihren Gatten so reden hörte. Die Trostgründe der Religion und Vernunft fiengen an, an ihrem zagenden Herzen ihre volle Kraft zu äussern, sie hörte auf durch Herz durchbohrende Klagen ihrem zärtlichen Gatten die bevorstehende Trennung zu erschweren. Der süsse, belebende Gedanke an das frohe Wiedersehn ienseits des Grabes durchströmte ihre Seele und war ihr eben das, was der lindernde Balsam der Wunde ist. Sie unterhielt sich hievon und von der Erziehung ihrer Kinder mit ihrem Gatten noch so viel als es geschehen konnte, und sah

ihn dann, da die Scheidestunde herannahte, mit Muth und Entschlossenheit ihr in das bessere Leben vorangehen.

Luise Rosenau ward damals noch nicht völlig 40 Jahre alt und ihre beiden Kinder waren Zwillinge von nicht gar 7 Jahren. Sie machte sich keine Rechnung auf einen zweiten Mann, sondern wollte ihr ganzes künftiges Leben den Lieblingen ihres Herzens, den Pfändern der Liebe ihres unvergeßlichen Rosenau widmen. Bei ihrem geringen Vermögen gieng ihre erste Sorge izt dahin, alles klüglich in ihrer Haußwirthschaft zu untersuchen und das unumgänglich Nöthige von dem, was man wohl brauchen kann, zu unterscheiden. Sie war schon von ieher gewöhnt alles ökonomisch einzurichten und es fiel ihr daher nicht schwer, sich noch etwas einzuschränken. Dieser Gegenstand beschäftigte sie eben eines Tags in der Abenddämmerung, etwa 14 Tage nach dem Tode ihres Mannes, als ein Jude zu ihr in die Stube trat und sie fragte ob ihr Mann nicht zu Hause wäre? Da sie ihm mit Thränen in den Augen antwortete, daß

er

er erst kürzlich gestorben sey, so fieng der Jude an bitterlich zu weinen und zu wehklagen. Ach! rief er endlich im Ton des bittersten Schmerzes aus, ich dachte mirs wohl, daß er bald sterben würde, denn die Erde war sein nicht werth! Er sagte nun so vieles zu seinem Lobe und rühmte seine Rechtschaffenheit, Redlichkeit und übrigen Eigenschaften so sehr, daß ihn die Amtmännin aufzuhören bat, um ihre Sehnsucht nach ihm nicht noch zu vermehren. Es sey, sagte er, weil Sie es so haben wollen, aber die Wohlthat, die mir der seelige Herr Amtmann erwiesen hat, kann ich unmöglich zu rühmen unterlassen. Als ich nämlich vor 13 Jahren hier im Dorf noch ansäßig war, gerieth ich mit einem Bauern in einen verwickelten und langwierigen Prozeß. Ich wuste bald zuverlässig, daß ich ihn nach Recht und Gerechtigkeit verliehren würde, aber ich ließ mich dadurch nicht abhalten ihn fortzusetzen. Ich hofte durch ein gewisses Metall, das so oft Unrecht in Recht verkehrt, den Prozeß doch noch zu gewinnen, aber ich hatte mich geirret, denn der seelige Herr war ein unbestechbarer Mann. Nun wollte ich meine Zu-

flucht zu einem falschen Eid nehmen, aber er hielt mich durch freundliche und liebreiche Ermahnungen von dieser schweren Sünde ab, welches ich ihm aber damals nicht so dankte, als es hätte seyn sollen. Ich gieng bald nachher in die weite Welt und traf mehrere meiner Glaubensgenossen an, denen falsche Eidschwüre schwer auf dem Herzen lagen und ihnen schreckliche Gewissensbisse verursachten. Neuerdings sahe ich erst einen auf dem Sterbebette liegen, welchen zwei falsche Eide in seinen besten Jahren zu tod folterten. Durch diese traurigen Wahrnehmungen wurde ich erst recht aufmerksam auf die große Wohlthat, die mir der seelige Herr durch seine Ermahnungen erwiesen hatte, und beschloß fest, ganz besonders hieher zu reisen, um ihm mit Worten, und da mich Gott reichlich geseegnet hat, auch mit der That zu danken. Sie können sich vorstellen, Madam, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, wie sehr es mich schmerzt, ihn nicht mehr am Leben zu finden. Damit ich aber nicht ganz unverrichteter Sache wieder heimkehre, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen jährlich, zu einem kleinen Zeichen meiner

Dankbarkeit, so lang ich lebe, 100 Gulden aussetze. Ich weiß, daß Ihnen der Seelige, der die Uneigennützigkeit selbst war, keinen großen Reichthum hinterlassen haben kann, und hoffe also, daß Sie diesen jährlichen Zuschuß nicht verschmähen werden.

Luise war tief gerührt über die Dankbarkeit und Großmuth dieses Juden und nahm sein Anerbieten mit Thränen des Dankes und der Freude an. Sie muste ihm sogleich Schreibmaterialien bringen und er schrieb ihr einen Zettel, bei dessen Vorzeigung ihr der Kaufmann Herwich zu M., wo sie künftig zu leben gedachte, vierteljährig 25 Gulden auszuzahlen angewiesen war. Aus der Unterschrift dieses Zettels ersah die Amtmännin erst, daß ihr Wohlthäter Moses Salomon hieß, und erinnerte sich nun, daß ihr Gatte öfters von ihm gesprochen habe. Er beschenkte, ehe er sie verließ, ihre Kinder sehr ansehnlich und sie nahmen einen rührenden Abschied von ihm. Lebhafte Freude und süße Hofnung durchströmten izt wohlthätig das Herz der Amtmännin, das beinahe kleinmüthig werden wollte. Sie dachte nun neu belebt an die Ermunterungen

ihres

ihres verewigten Gatten zum festen Vertrauen auf den Versorger der Wittwen und Vater der Waisen und zollte dem Allgütigen Thränen des Dankes für seine Fürsorge. Gute Entschlüsse für die Zukunft zu fassen und Gebete, um Kraft und Stärke zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten zum Himmel zu schicken, war izt ihre einzige Beschäftigung.

Da die Zeit heranrückte, wo sie das Amthauß verlassen muste, gieng sie eines Tags nach M., das nur 1. Stunde von dem Orte ihres bisherigen Aufenthalts entfernt war. Sie wollte, wie wir schon vorhin sagten, nun zu M. ihren Wohnsitz aufschlagen und hatte also daselbst einige Einrichtungen zu treffen. Sie nahm die Verschreibung ihres Wohlthäters des Juden mit sich und ließ sich zum erstenmal von dem Kaufmann die ihr ausgesezten 25 Gulden auszahlen.

Herwich war ein sehr reicher Kaufmann und ein Mann von dem fürtreflichsten Charakter, aber dabei nichts weniger als glücklich, denn er hatte ein stolzes, eitles und nichtswürdiges Weib, das ihm das Leben verbitterte

und ihn ohne Unterlaß kränkte. Sie hatte ihm 4 Kinder gebohren, die sie wie die Wilden aufwachsen ließ und sich unaufhorlich in Zerstreuungen und Lustbarkeiten umhertrieb. Herwich suchte diesem Unwesen durch Güte und Strenge zu steuern, aber ieder Versuch blieb fruchtlos. Jedermann, der ihn genau kannte, bedauerte ihn, daß er von körperlichen Reizen geblendet, eine so Nichtswürdige zu seiner Gattin erkohren hatte. Er war damals eben 45 Jahre alt und schon 12 Jahre so unglücklich verheurathet. — Unserer Luise war seine häußliche Verfassung nicht ganz unbekannt und sie hatte herzliches Mitleiden mit ihm. Er empfieng sie mit zuvorkommender Gefälligkeit und bezeigte sehr viel Vergnügen, als sie ihm erzählte, wie es käme, daß sie auf die Rechnung dieses Juden Geld bey ihm zu erheben habe. Da er hörte, daß sie nun nach M. ziehen wollte, so bot er ihr in dem Hintergebäude seines Haußes, um einen sehr billigen Preiß, eine ganz artige Wohnung an. Sie nahm dieses Anerbieten dankbar an und ließ sofort ihre wenigen Habseeligkeiten dahin schaffen. Da sie förmlich in seinem Hauße eingezogen war,

so

so lud er sie nebst ihren Kindern einigemal zu Tisch, aber seine stolze Frau war nie dabei zugegen. Herwich hatte viel Vergnügen an Adolph und Fickchen, die sehr wohlgezogene Kinder waren und ließ sie fast nie unbeschenkt von sich. Er sagte oft mit Thränen zur Amtmännin, daß er gerne die Hälfte seines Vermögens darum geben wollte, wenn er so gutgeartete Kinder hätte. Er unterstützte sie, wo er nur konnte und sie führte in seinem Hauße ein recht glückliches und zufriedenes Leben.

Zwei Jahre hatte sie bereits daselbst zugebracht, als Herwichs Frau plötzlich erkrankte und starb. Durch den unvermutheten Tod dieser iungen Frau bekam das Schicksal der Amtmännin schnell eine andere und glückliche Wendung. — Herwich machte sie sogleich zu seiner Haushälterin mit einem ansehnlichen Gehalt und gab ihr nach einem Jahr seine Hand, da sie durch die treue Sorgfalt für seine Kinder sein Herz zu gewinnen das Glück hatte. Als sie sich in dieser glücklichen Lage sah, war es ihr erstes Geschäfte, an ihren Wohlthäter, den Juden zu schreiben, ihm ihr Glück zu

melden, und ihm seine Verschreibung der jährlichen 100 Gulden unter tausend Versicherungen ewiger Dankbarkeit zuzuschicken. Moses Salomon antwortete ihr sogleich in einem Freude und Vergnügen, über ihr Glück, athmenden Tone und legte seinem Schreiben für iedes ihrer Kinder einen Wechsel auf 200 Gulden bei. Die nunmehrige Kaufmännin war gerührt über den neuen Beweiß der edlen Freigebigkeit dieses Mannes, und grub das dankbare Andenken an ihn tief in ihr Herz. Sie verehrte ihn billig als den Stifter ihrer gegenwärtigen Verbindung mit Herwich, denn ohne ihn wäre sie wohl nie in dessen Haus gekommen, und er hätte also wohl schwerlich Gelegenheit gehabt, die fürtrefliche Erziehung, die sie ihren Kindern gab, zu beobachten; welches, wie er ihr selbst nicht verhehlte, ihn zuerst auf den Gedanken brachte, ihr seine Hand zu geben. Seinen vier verwahrlosten Kindern, in ihrer Person eine gute Erzieherin und an Adolph und Fickchen gute Beispiele zu geben, war der vorzüglichste Beweggrund zu seiner Verheurathung. Ihre unermüdeten Bemühungen mit seinen Kinder entsprachen auch völlig seiner Erwartung

und

und erwarben ihr und ihren Kindern immer mehr seine Zuneigung und Liebe. Adolph und Fickchen wusten nie, daß sie seine Stiefkinder waren, denn er gab ihnen immer den Vorzug vor den seinigen, weil sie sich stets wohlgesitteter, als iene, betrugen. Ihre Mutter erinnerte sich in dieser glücklichen Lage fast stündlich an die Ermahnungen ihres verewigten Rosenau zum Vertrauen auf Gott. Sie warf sich oft ihren damaligen Kleinmuth vor, und dankte dem Vollendeten im Geiste für seine lezten Ermunterungen. Sich der Fürsorge des Allgütigen durch treue Erfüllung ihren Gatten- und Mutterpflichten würdig zu machen, war nun ihr einiges Bestreben, das höchste Ziel, das sie zu erreichen strebte. Keine Anstrengung war ihr zur Uebung dieser Pflichten zu groß, keine Mühe glaubte sie hier scheuen zu dürfen, und darum war sie lebenslänglich — eine geliebte Gattin und eine dankbar verehrte Mutter.

IV.

Emilie Tillrott und Sophie Waltau, oder die stiefschwesterliche Liebe.

Unaussprechlich süß ist es für den Menschenbeobachter, wenn er seinem spähenden Blick wahrhaft gute Menschen dargestellt sieht. Je seltner dieser Anblick ist, desto mehr Reiz hat er

er für ihn, und desto größer ist das Vergnügen, das er ihm gewährt. Möchte doch folgende Geschichte dazu dienen, den Lesern dieser Blätter dieses reine und erhabene Vergnügen in seinem ganzen Umfange zu gewähren! —

Emilie Tillrott und Sophie Walltau, die liebenswürdigen Sprößlinge zweier harmloser ehelicher Verbindungen, wurden schon in den frühesten Jahren ihres Lebens vater- und mutterlose Waisen, und verdankten ihre Erziehung einem wohleingerichteten Waisenhause. Das Institut, in welchem sie sich befanden, hatte die entschiedendsten Vorzüge vor tausenden seiner Art, welches daher rührte, weil der Fürst, in dessen Residenzstadt es war, selbst den ersten Waisenvater, und seine Gemahlin selbst die erste Waisenmutter, im eigentlichen und vollen Sinne dieses Wortes machte. Dieser große Fürst besichtigte mit seiner erhabenen Gemahlin, sein von ihm selbst gestiftetes Waisenhaus sehr oft, und eben diese seine öftere Gegenwart war das kräftigste Hinderniß für jeden, der, wenn er als Aufseher angestellt war, gewissenlos und pflichtwidrig handeln wollte.

Ob

Ob er gleich stets darauf bedacht war, nur stets solche Aufseher und Aufseherinnen zu wählen, deren Rechtschaffenheit, rastlose Thätigkeit und Diensteifer allgemein bekannt und erprobt waren; so lies er es doch nie an Aufmerksamkeit und Wachsamkeit auf sie fehlen, weil er als Kenner des menschlichen Herzens gar wohl wußte, daß selbst der brennendste Eifer nicht selten erkaltet. Sein Hauptgrundsatz, von welchem er ausgieng, war der: daß dasselbige, nicht, wie es an so vielen Orten der Fall ist, ein Zuchthaus oder ein Lazareth werden sollte. Er scheute in dieser Absicht keine Kosten, das Haus geräumig und weitläuftig einrichten zu lassen, weil er dafür hielt, daß dieß das erste Erforderniß sey, wenn Unreinlichkeit verhindert werden sollte. — Wir würden zu weit von unserm Zweck abkommen, wenn wir in der Aufzählung der Vortheile dieses Instituts, in welchem Emilie Tillrott und Sophie Walltau waren, weiter fortfahren wollten; und wir begnügen uns daher mit dem, was wir bereits hier gesagt haben, weil wir es für hinlänglich halten, unsere Leser zu überzeu-

zeugen, daß diese beiden Stiefschwestern sich in sehr guten Händen befanden.

Schon in den ersten Jahren ihres Aufenthalts daselbst, zeichneten sie sich durch Fleis, Treue und Ordnung vor allen Zöglingen so aus, daß sie in den jährlichen Zeugnissen, die dem Fürsten eingereicht werden mußten, der Stolz und die Zierde des Waisenhauses genannt wurden. Dieses rühmliche Zeugniß bewirkte, daß die Fürstin, eine Dame voll Milde und Herablassung, sie ihrer ganz vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte, und sie, da sie sie näher kennen lernte, mit ihrer unbegränzten Liebe begnadigte. Was die Fürstin am meisten für diese Mädchen einnahm, war das unzertrennliche und unauflösliche Band der innigsten Zärtlichkeit, das sie umschlang, und wodurch diese beiden Stiefschwestern viele wirkliche Geschwister, die mit ihnen zugleich im Waisenhause waren, beschämten. Die ängstliche Sorgfalt, die schon aus den Gebehrden und Mienen der einen hervorleuchtete, wenn der andern etwas Widriges begegnete, erregte hier nicht selten die größte Bewunderung. Die

Für=

Fürstin ließ sie, da sie an ihnen vorzügliche Fähigkeiten bemerkte, besonders in den edlern weiblichen Arbeiten unterrichten, wodurch sie sie in den Stand sezte, als Kammerjungfern bei Damen vom vornehmsten Stande, in Dienste zu treten. Die Gräfin von B... die öfters mit der Fürstin ins Waisenhaus kam, nahm sie auch wirklich, da sie das gewöhnliche Alter, in welchem die Waisenkinder das Institut zu verlassen pflegten, erreicht hatten, zu ihren Kammerjungfern an.

Diese Gräfin war eine bejahrte Dame von dem fürtreflichsten Charakter, und die Vertraute des Herzens der Fürstin. Emiliens und Sophiens zärtliche Gesinnungen gegen einander hatten ihre Aufmerksamkeit in einem ganz vorzüglichen Grade erregt. Sie fühlte mit einer weichgeschaffenen Seele begabt, bei dem Anblick ihrer innigen Liebe eine unnennbare Wonne, und sie würde es mit der Fürstin für eine unverzeihliche Sünde gehalten haben, sie zu trennen. Die beiden Mädchen, die schon längst dem Abgang aus dem Waisenhause als der Zeit ihrer unvermeidlichen

Trennung ängstlich und grauenvoll entgegen sahen, waren hier über ihre neue Vereinigung ungemein erfreut, und beeiferten sich in die Wette den Wünschen ihrer Gebieterin zuvorzukommen. Sie waren bald so glücklich alle ihre Geschäfte zu ihrer höchsten Zufriedenheit zu verrichten, und sie bezeigte ihnen ihr Wohlgefallen über ihre untadelhafte Aufführung sehr oft in den herablassensten und leutseligsten Ausdrücken.

Zwei Jahre hatten sie so glücklich und zufrieden durchlebt; aber zu Anfang des dritten, ereignete sich ein Vorfall der ihre Ruhe in etwas zu unterbrechen schien. Emilie erhielt damals folgendes Schreiben:

Meine Beste!

Ob ich gleich nicht einmal das Vergnügen habe, sie auch nur von Person zu kennen; so schätze und liebe ich doch schon in Ihnen die Tochter eines Mannes, dessen Asche mir heilig ist; da Sie zumal, nach dem mir unbezweifelten Zeugniß einer meiner theuersten

Freun=

Freundinnen, der volle Abdruck des großen Geistes Ihres würdigen Vaters sind. Ihr edler Vater, meine Liebe! war einer meiner größten Wohlthäter, ia der Stifter des größten Theiles meines zeitlichen Glückes, den er führte meinen nunmehr verewigten Gemahl, der ein wenig von der Bahn der Tugend abgewichen war, wieder zurück in meine Arme; führte den häuslichen Frieden, der unser Haus zu verlassen schien, wieder in dasselbige ein; stellte dadurch unsere häusliche Glückseligkeit wieder her, und bewirkte, daß wir noch länger als zwanzig Jahre in der glücklichsten Ehe lebten. Urtheilen Sie selbst, meine Beste! was ich einem Manne schuldig bin? urtheilen Sie, was ich seiner Tochter schuldig bin, da er von allzugroßer Uneigennützigkeit geleitet, nicht einmal ein kleines Geschenk zum Andenken an seine edle That annahm? Heilig und süß war mir immer die Pflicht der Dankbarkeit, sie zu üben, fühlte ich mich, so oft sich mir eine Gelegenheit dazu darbot unablässig gedrungen! Doppelt stark ist auch izt dieser Drang und dies um so viel mehr, da ich in Ihrer Person einen so würdigen Gegenstand

meiner Dankbarkeit vor mir sehe. Ich weis wohl meine Beste! daß Sie sich gegenwärtig bei der Gräfin von B... in ganz guten Umständen befinden, allein ich weis auch, daß der Dienst einer Kammerjungfer doch immer viel Beschwerniße hat, weil sie zuviel von den Launen ihrer Gebieterin leiden muß. Verlassen Sie also die Gräfin und kommen Sie zu mir! Sie sollen, da ich kinderlos bin und keine Anverwandten habe die meiner Unterstüzung bedürfen, meine Tochter seyn, und nach meinem Tode Erbin meines Vermögens werden. Mein Herz sagt mir, daß ich des edeln Tillrotts Tochter, wie die Meinige lieben werde! Eilen Sie meine Theure! erfüllen Sie einen meiner heissesten Wünsche, und lassen Sie mich bald aus Ihrem Munde den süssen Mutternamen hören!

Karoline von Z.

Emilie hatte kaum diesen Brief gelesen, als sie zu ihrer Sophie gieng, sie zärtlich umarmte und zu ihr sagte: Wir müssen uns trennen, meine Beste! aber unsere Trennung

wird

wird zu unserm Glück dienen! Sie überreichte ihr hier stillschweigend das Schreiben der Frau von Z... Da Sophie dasselbe gelesen hatte, fiel sie ihr weinend um den Hals und rief: Du bist glücklich, meine liebe Emilie, aber ich — ? Wer wird mir deinen Verlust ersetzen? Wer wird mir Freundin und Rathgeberin seyn? Wo werde ich ein Herz finden, das dem Meinigen so ganz Echo ist, wie das deinige. — Sey ruhig, meine Liebe, erwiederte Emilie, unsere Trennung ist das Werk der über uns wachenden Fürsehung, sie muß also zur Beförderung unseres Glückes nothwendig seyn. Der mich dir raubt, der wird dir ein anderes Mädchen zuzuführen wissen, dessen Herz eben so treu für dich schlägt. Du bist viel zu klug, als daß du glauben solltest, daß es außer uns beiden keine guten Menschen mehr gäbe. Unsere Trennung muß zur Erreichung irgend einer Absicht ersprießlich seyn, die wir izt noch nicht erkennen. Wir sehen ja doch inzwischen schon so viel, daß der Himmel uns zeitliche Güter schenken will. Das Vermächtniß der Frau von Z... soll unser Erbtheil seyn, da uns unsere Eltern keines hinterlassen

 konn=

konnten. — Sophie staunte, als sie Emilien so reden hörte. Sie wußte nicht wie sie nur einigen Anspruch auf das Vermächtniß der Frau von Z... machen konnte, und doch sprach Emilie nicht nur von sich, sondern auch von ihr. Sie gab ihr dieses zu verstehen, und vernahm von ihr folgende edle Aeußerung ... Wie kannst du mich so betrüben, meine Liebe? Würde ich mich wohl glücklich dünken, wenn du es nicht auch wärst? Was ist wohl billiger, als daß wir das, was uns durch meinen Vater zufällt theilen? Nanntest du ihn nicht auch Vater? — Sophie war tief gerührt als sie Emilien so reden hörte. Sie drückte sie eben an ihre glühende Brust, als ihre Gebieterin, die Frau von B... ins Zimmer trat. Herzerschütternd war dieser Auftritt für diese fühlende Dame, und innig erfreuend für sie die Ursache, die ihn bewirkte. Tiefe Rührung war noch auf den Gesichtern dieser drei guten Menschen gezeichnet, als die erhabene Landesmutter, die edle Fürstin von ohngefähr zu ihnen eintrat, um die Gräfin zu besuchen. Sie wurde zugleich benachrichtigt von dem, was

hier vorgefallen war, und Thränen der Freude entquollen ihrem theilnehmenden Auge. Sie zog einen prächtigen goldnen mit Diamanten besezten Ring von der Hand, und steckte ihn Emilien mit den Worten an: zum Andenken an das Vergnügen, das mir ihre edle Denkart machte! —

Wenige Tage nachher reißte Emilie von den Glückwünschen aller derer, die sie kannten; denn alle die sie kannten, liebten sie und wünschten ihr Glück; begleitet ab, und kam glücklich bei der Frau von Z... an. Groß und höchst gespannt war ihre Erwartung auf diese Dame; Ehrerbiethung und Hochachtung gegen sie, hatten schon tief in ihrem Herzen Wurzel gefaßt; und schon die erste Zusammenkunft mit ihr berechtigte die brennende Begierde, mit der sie ihrer Ankunft in ihrem Hause entgegen sah, und ließ sie selbst ihre größten Erwartungen weit übertroffen sehen. Frau von Z... war eine Dame, gleich groß von Geist und Herz! gebildet durch Reisen und durch vieljährigen Aufenthalt an Höfen, war schon ihr Aeußerliches für die junge Emilie ein

Gegenstand des Staunens und der Bewunderung. Ihr erstes Gespräch fiel natürlicher Weise auf Emiliens verewigten Vater und Frau von Z... konnte kaum Worte genug finden, ihr die Geistesgröße und die Herzensgüte dieses Mannes zu schildern. Thränen der Freude und der Wehmuth rollten häufig über die Wangen des guten Mädchens, als sie ihren Vater so rühmen hörte, und der heisse Wunsch, o! möchte er noch leben, schwebte beständig auf ihren Lippen. Sie holte tief aus ihrer beklemmten Brust Mitleid erregende Seufzer hervor, und erweckte durch diese Aeußerung ihrer gefühlvollen Seele, sogleich in dem gleichgestimmten Herzen der Frau von Z... für sich das, was der Einklang zweier fühlender Herzen stets zu erwecken pflegt, — Zuneigung und Liebe! Je näher Emilie die Frau von Z... kennen lernte, desto mehr schäzte und verehrte sie sie, und ie näher Frau von Z... Emilien kennen lernte, desto mehr achtete und liebte sie sie, und so lebten sie beide miteinander unaussprechlich glücklich. Emilie sah sich in diesem Hause in eine Klugheits = und Tugendschule versezt, und benüzte das Beispiel und

den

den Umgang ihrer zweiten Mutter zur Ausbildung ihres Verstandes und zur Veredlung ihres Herzens auf das gewissenhafteste und treueste.

Frau von Z. war, ausserdem, daß sie viele Kenntniße besaß, die man bei tausenden ihres Geschlechtes und Standes vergebens sucht, eine feine Kennerin des menschlichen Herzens und hatte sich durch vieljährigen Umgang mit Personen vom höchsten Range sowohl, als mit Personen aus dem niedrigsten Stande, einen Schatz von Erfahrungen gesammelt, die sie in den Stand setzten, ihrer Pflegetochter die große Kunst Menschenherzen zu erforschen aus dem Grunde zu lehren. Sie machte Emilien auf die Denk- und Handlungsweise ihrer Nebenmenschen aufmerksam, lies sie gute und böse Gesinnungen, Handlungen und Folgen beobachten und gab dadurch ihrem sittlichen Charakter die gehörige Richtung. Verhaltungsregeln für die mancherlei Lagen des menschlichen Lebens ertheilte sie ihr, ohne die strenge Miene einer Lehrmeisterin anzunehmen, in Erzählungen aus ihrem eigenen oder aus dem Leben

ihr

ihr bekannter Personen, und fand bei dieser Verfahrungsart ihr ugendliches Herz stets für jede gute Lehre offen und für jeden wohlgemeinten Rath empfänglich. An Ermahnungen, die die Bewahrung ihrer Tugend und Unschuld beabsichteten, lies sie es vornämlich nicht fehlen und Emilie befand sich auf diese Weise bei ihr für ein iedes Mädchen ihres Alters in einer recht beneidenswürdigen Lage. Sie unterhielt mit ihrer Sophie einen immerwährenden Briefwechsel, in welchem sie ihr die nützlichen und lehrreichen Unterhaltungen mit ihrer Pflegemutter dem Hauptinhalt nach mittheilte und so treulich an ihrer sittlichen Ausbildung arbeitete. Moden und Stadtneuigkeiten waren nie einzig der Gegenstand ihrer schriftlichen Unterredungen, sondern beide suchten durch die Mittheilung irgend einer Sache, von welcher sie gelesen oder gehört hatten, einander nützlich zu werden. In den gewöhnlichen dem weiblichen Geschlechte nöthigen Kenntnissen, hatten sie beide, wie schon oben zum Theil gesagt wurde, in dem Waisenhause einen recht guten Grund gelegt und sie bedurften also hierinnen keiner weitern Anweisung.

Sie

Sie verlohren die ihrer Bestimmung angemessenen und ihnen ganz eigentlich zukommenden Geschäfte ganz und gar nicht aus den Augen, sondern trieben sie mit allem Ernst und mit aller Emsigkeit um sich immer mehr und mehr darin zu vervollkommnen.

Fünf Jahre hatte unsere Emilie bereits bei ihrer Pflegemutter der Frau von Z. verlebt, als diese eines Abends plötzlich erkrankte und nach wenigen Tagen ihren Geist aufgab. Wir halten es für überflüssig viel von Emiliens Klagen und Thränen zu reden, da ihr edles und mitleidiges Herz ohnehin schon jedem für die Größe ihres Schmerzens, bei einem so großen Verluste Bürge ist. — Frau von Z. hatte nur erst vor einigen Monaten ihr Testament gemacht und Emilie sah sich, da es eröfnet wurde, zur Universalerbin ihres ganzen Vermögens eingesetzt, das an baarem Gelde 20000 Gulden betrug. Emilie schrieb, da man ihr das ankündigte, sogleich an ihre Stiefschwester Sophie, und berief sie förmlich zur Theilung.

Es ist schwer die Gemüthsverfassung zu schildern, in welcher sich Sophie Walltau befand, als sie Emiliens Brief gelesen hatte. Die in demselben sich befindende Aufforderung an sie, sich zur Theilung einzufinden, stellte ihr auf einmal ienen rührenden Auftritt, da ihre Emilie das erste Schreiben der Frau von Z. erhalten hatte, wieder in seiner ganzen Größe uud Lebhaftigkeit dar; einen Auftritt, der damals so Herz erschütternd für sie war und an den sie gleichwohl seit jener Zeit nur selten dachte. Sie mußte sich es selbst gestehen, daß sie iene großmüthige Aeußerung ihrer Emilie, sie zur Theilnehmerin an dem Vermächtniße der Frau von Z. zu machen, für nichts mehr und nichts weniger, als für einen vorübergehenden Ausbruch ihrer Zärtlichkeit gehalten hatte, und sah sich daher nun izt aufs äußerste beschämt. Sie fühlte sich wegen ihres Mistrauens der Liebe ihrer edeln Stiefschwester ganz unwerth und machte sich die bittersten Vorwürfe. Lange konnte sie nicht mit sich selbst einig werden, was sie thun sollte. Das Anerbieten, förmlich geschwistermäßig mit ihr abzutheilen, schien ihr als ein allzu-

gro=

großes Opfer nicht annehmbar, und gleichwol wußte sie wie empfindlich sie Emilien beleidigen würde, wenn sie sich weigern wollte. Dieser Gedanke verbunden mit dem, daß es bei ihrer Armuth pflichtwidrig gehandelt seyn würde, ein Mittel zur Beförderung ihres zeitlichen Wohls auszuschlagen, vermochte sie endlich dahin, sich von ihrer Gebieterin Urlaub zu erbitten und zu ihrer Emilie zu reisen. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir die rührenden Scenen schildern wollten, die zwischen diesen beiden edeln Mädchen hier vorfielen und wir begnügen uns daher nur mit der nächst hieher gehörigen Anzeige der Gewissenhaftigkeit, mit welcher die edelmüthige Emilie bei der Theilung zu Werke gieng. Sie behielt außer dem Portrait ihrer erhabenen Pflegemutter, das die Verewigte selbst gemahlt hatte, nicht die geringste Kleinigkeit für sich allein, sondern theilte oder gliech, wo dieses nicht möglich war, mit einer Art von Aengstlichkeit ab, die Bewunderung und Erstaunen erregte. Von den Ergießungen des dankbaren Herzens der edeln Sophie, von Emiliens beispiellosen Betragen als Wohlthäterin, von den

bittern Thränen der beiden edeln Mädchen in der Scheidestunde und von ihren heißen Schwure inniger und ewiger Liebe, brauchen wir hier gar nichts zu erwähnen; da ihre Denk- und Handlungsweise ohnehin schon für das Größte, Meiste, und Nachahmungswürdigste in ieder Art bürgt. Näher zu unserem Zweck wird uns die Beantwortung der Frage führen: Was fiengen nun die beiden Mädchen mit ihrem Vermögen an?

Was Sophien betrift, so ist diese Frage kurz beantwortet. Die Gräfin von B. ihre Gebieterin, übergab auf ihr Verlangen ihr baares Geld einem Manne von erprobter Rechtschaffenheit und Redlichkeit, der es sicher unterbrachte, und Sophien aufs pünktlichste die iährlichen Zinsen entrichtete. Emilie konnte aber das ihrige nicht so geschwind unterbringen. Sie lieh es endlich, von ihrem mitleidigen Herzen geleitet, auf einen blosen schriftlichen Empfangschein einem Kaufmann, der sich in mißlichen Umständen befand und es in seiner Handlung anlegen wollte, um sich wieder empor zu arbeiten. Wie übel sie hierbei

fuhr,

fuhr, werden wir in der Folge bald sehen. Jezt wollen wir unser Augenmerk zunächst dahin richten, welcher Lebensart sie sich nun nach dem Tode der Frau von Z. widmete.

Wieder als Kammeriungfer in Dienste zu treten, fánd sie nicht für gut und sie begab sich daher zu einer der treuesten Freundinen ihrer verewigten Pflegemutter, der Frau von F., die ein Erziehungsinstitut für iunge Fräulein errichtet hatte. Hier ertheilte Emilie Unterricht in den höhern weiblichen Arbeiten und lebte eine geraume Zeit ausserordentlich glücklich und vergnügt. Ihr zärtlicher und wenn man so sagen darf, ihr Herz ergiesender Briefwechsel mit ihrer Sophie, dauerte noch ununterbrochen fort, und wir können nicht umhin, hier einen Brief von ihr an sie einzurücken, der in die damalige Zeit fällt und weit sprechender, als iede Beschreibung, ihre damalige Lage zu erkennen giebt.

Meine Beste!

Zu sehr von Deiner Liebe überzeugt, als daß ich nicht glauben sollte, daß du eifrig wün=

wünschest gute Nachrichten von mir in meinem neuen Berufe zu hören; ergreife ich die Feder, Dir zu melden, daß mir bisher noch alles nach Wunsch geht. Mein Amt als Lehrerin macht mir Vergnügen, der Umgang mit der fürtreflichen Frau von F. gewährt mir die edelsten Freuden, und der Gedanke, daß ich mich, indem ich zur Bildung junger Mädchen zu guten Hausmüttern etwas beitrage in einem weit nützlichern Wirkungskreis befinde, als vormals, verschaft mir unnennbare Wonne. Eines nur fehlt mir, und dies eine bist Du, meine Theure! Ist denn Deine Anhänglichkeit an die Gräfin noch immer so stark, daß selbst der sonst für Dich so magnetische Busen Deiner Emilie nichts gegen sie vermag? Doch — ich will schweigen und Dein Herz nicht weiter bestürmen! Die Gräfin verdient Deine ungetheilte Liebe und Hochachtung und sie kann mit Recht auf Deinen Besitz Anspruch machen, da sie alt und kränklich wird. — — Meine Lage in Gesellschaften hat seit dem Tode meiner mir unvergeßlichen Pflegemutter die größte Veränderung erlitten; ob zu meinem Vortheil, oder zu meinem Nachtheil, dies wird

die

die Zukunft entscheiden. Der Grund dieser Veränderung liegt, wie Du Dir leicht denken kannst, in der Vermehrung meiner Glücksgüter. Auch an mir bestättigt sich die Wahrheit der schon oft gemachten Bemerkung, daß durch die Zunahme unseres Vermögens unser Ansehen bei dem großen Haufen wächst. Personen, die mich sonst kaum eines Blicks würdigten, richten izt ihre Aufmerksamkeit auf mich; was ich rede, wird izt klug, artig oder wohl gar witzig genannt, man legt mir Vorzüge bei, die ich nicht besitze; man dichtet mir Reize an, die sich nur selten finden; man hält ieden, der mit mir spricht, für meinen Freyer; man sieht mich schon im Geiste an der Hand eines Angesehenen im Staate und was dergleichen Dinge mehr sind; die alle sämmtlich mehr oder weniger darauf abzielen sollen, mich aus meinem Gleise zu bringen. Es ist mir oft sonderbar zu Muthe, wenn ich daran denke, daß alles dieses daher rührt, weil man mich hier durchgehends für die Besitzerin von 20000 fl. hält. Dieienigen meines Geschlechts, welche ehedem mit Verachtung auf mich herabblickten und mich nur spottweise das

 Wai=

Waisenmädchen nannten, sehen mich izt mit Neid und Mißgunst verkündetem Auge an. Hören sie vollends, daß mir einer von denen, der ehemals ihren Reizen huldigte, etwas schönes sagt; o! dann scheint mir ieder ihrer Gesichtszüge Tod und Verderben zuzuschwören. — So viel mag genug seyn, um Dich, meine Theuerste zu benachrichtigen, wie es gegenwärtig um mich steht. Meine Schülerinen warten meiner und ich füge also hier nur noch die Versicherung hinzu, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Deine

Dich zärtlich liebende
Emilie.

Aus diesem Schreiben werden unsere Leser hinlänglich ersehen, wie es damals um Emilien stand und wie vielerley und zum Theil großen Versuchungen sie durch ihre Erbschaft preis gegeben war. Sophie hatte dies nicht mit ihr gemein, weil nur einige wenige Personen wußten, daß sie auch geerbt hatte. Die edle Emilie, von welcher man mit Recht sagen

gen

gen konnte, daß sie ihre Linke nicht wissen ließ, was ihre Rechte that, hatte ihre Abtheilung mit Sophie geheim gehalten; woher es kam, daß man sie, wie sie selbst in jenem Briefe sagte, für die Besitzerin von 20000 fl. hielt. Dieser Ruf beraubte mehrere junge Schönen ihrer Anbeter und Emilie sah sich fast täglich von Freyern umringt, denen sie aber allen kein Gehör gab, weil sie die Absicht, die sie zu ihr führte, auf ihrer Stirne geschrieben sah.

Zwei Jahre hatte sie auf die Weise glücklich durchlebt; zu Anfang des dritten aber erhielt sie eines Tags die traurige Nachricht, daß der Kaufmann, welchem sie ihr ganzes Capital geliehen hatte, sich bei der Nachricht von dem Untergange seines Handlungsschiffs erschossen habe. Sie brachte zwar am andern Tage ihre schriftliche Versicherung vor die Obrigkeit, wurde aber sogleich abgewießen, weil sich schon mehrere Gläubiger gemeldet hatten, deren Scheine höhern Orts bestättigt worden waren, und die dennoch nicht hinlänglich von dem Nachlaß des Kaufmanns befrie-

digt werden konnten. Izt bedauerte sie freilich, daß sie ihr Geld nicht vorsichtiger angelegt hatte, aber es war zu spät. Ihrer Betrübniß über diesen Verlust, sezte sie jedoch bald die gehörigen Schranken und flehte nur unablässig um Gesundheit und Kräfte, damit sie sich nicht ausser Stand gesetzt sehen möchte, sich mit ihrer Handarbeit zu ernähren.

Wenige Monate darauf betraf sie ein neues Unglück. Es starb nämlich die Frau von F., die sie wie ihre Mutter verehrt und geliebt hatte. Sie wollte nun zwar die Direction des Mädcheninstitüts übernehmen; allein unübersteigliche Hindernisse stellten sich ihr im Wege, die sie nöthigten, ihr Vorhaben aufzugeben, und bei der Gemahlin des Baron von G. wieder als Kammeriungfer in Dienste zu treten. Diese Dame lebte 2 Stunden von der Stadt entfernt, in welcher Emilie bisher gelebt hatte, auf einem Landgute ihres Gemahls, wo Natur und Kunst sich wetteifernd bemüht hatten, ihren Aufenthalt angenehm und reizend zu machen. Hier auf

dem

dem Lande gefiel es unserer Emilie ganz ausnehmend wohl. Sie machte schon in den ersten Tagen eine für sie sehr angenehme Entdeckung, da sie den Pfarrer und den Amtmann im Dorfe kennen lernte.

Diese beiden Männer waren zween Brüder, die mit Sophien und Emilien zu gleicher Zeit im Waisenhause gewesen waren. Der Tod des Bruders ihrer Mutter, der über dreißig Jahre nichts von sich hören lies, hatte sie in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt. Sie wurden aus dem Waisenhause auf eine gute Schulanstalt gebracht; von welcher aus sich der eine dem geistlichen Stande widmete und der andere sich in eine Schreibstube begab. Der Tod des Pfarrers auf dem Gute des Baron von G. und die, zu gleicher Zeit erfolgte Versetzung des Amtmanns, veranlaßte die beiden Brüder, sich um diese erledigten Stellen zu bewerben, die sie auch nur kurz erst vor der Ankunft unserer Emilie, daselbst erhielten.

Emilie meldete die gemachte Entdeckung, so wie überhaupt die gänzliche Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, sogleich ihrer Sophie; den Verlust ihres Vermögens aber, hielt sie vor ihr geheim, weil sie wußte, wie viel ihr theilnehmendes Herz bei dieser Nachricht leiden würde. Er blieb jedoch Sophien nicht lange ein Geheimniß, welches auf folgende Art zugieng.

Emilie erhielt von einer Freundin aus der benachbarten Stadt einen Brief, worinn sie sie in den zärtlichsten Ausdrücken bat, ihr eine gewisse Summe Geldes vorzustrecken, die ihr in einer großen Bedrängniß äußerst nothwendig wäre. Die sanfte mitleidige Emilie befand sich in der größten Verlegenheit, da sie beim ersten Anblick keine Art ausfindig machen konnte, wie es ihr möglich wäre ihre Freundin zu unterstützen. Sie sann hin und her, aber es wollte ihr kein taugliches Mittel einfallen. Endlich entschloß sie sich und brachte ihrer Freundin ein recht großes Opfer, indem sie ienen goldnen mit Diamanten besezten Ring, welchen ihr die Fürstin geschenkt hatte,

an einen eben durchs Dorf reisenden Juden verkaufte und ihr die verlangte Summe schickte. Es kostete ihr dies viel Selbstüberwindung, allein sie dachte doch am Ende, daß auch ohne diesen Ring das Andenken an jene erhabene Fürstin nie in ihr verlöschen würde, und der Gedanke, durch diesen Verkauf ihrer Freundin eine wahre Freundin in der Noth gewesen zu seyn, schien ihr ihre Handlung völlig zu rechtfertigen. Daß dieser Ring in Hände von Personen kommen konnte, die ihn kennen würden, daran dachte sie wohl gar nicht und dennoch geschah es gleichwohl sehr bald; denn schon nach einigen Monaten brachte ihn eben dieser Jude zur Gräfin von B.. Diese erkannte ihn um so viel mehr und eher, da die Anfangsbuchstaben des Namens der Fürstin sich in denselbigen befanden. Sie zeigte ihn Sophien und auch diese erkannte ihn dafür mit nicht geringen Erstaunen. Die Gräfin schrieb sogleich an eine Freundin, die in jener Stadt lebte, wo Emilie sich aufgehalten hatte, und fragte, ob sie ihr wohl nicht schreiben könnte, was doch Emilien be-

wogen hätte, diesen Ring zu verkaufen. Diese antwortete ihr sogleich und gab ihr ihr Befremden über diese Frage zu erkennen, da es ihr ia doch wohl bekannt wäre, daß Emilie ihr ganzes Vermögen verlohren hätte und also durch irgend einen Zufall zur Veräusserung dieses Ringes könnte gezwungen worden seyn. Die Gräfin und Sophie lasen diese Nachricht mit der größten Bestürzung. Sophie schrieb sogleich an Emilien und beschwor sie bei ihrer Liebe, wenn es sich so befände, die Hälfte ihres Vermögens wieder zurückzunehmen. Emilie war tief gerührt, da sie diesen Brief las, beschloß aber höchstens nur den dritten Theil desselbigen anzunehmen.

Der nächste Brief, welchen Emilie von Sophien empfieng, enthielt eine Trauerpost. Sie meldete ihr den Tod der Gräfin von B. und bat sie dringend, ihr eine Stelle in ihrer Nachbarschaft zu verschaffen, weil sie der Sehnsucht, nahe bei ihr und auf dem Lande zu leben, nicht länger widerstehen konnte. Emi-

lie

lie war auch so glücklich, sie in kurzen in die Dienste einer Dame zu bringen, die sich nur eine halbe Stunde von ihr auf den Gütern ihres Bruders aufhielt. Hier hatten sie nun Gelegenheit, einander wenigstens iede Woche ein paarmal zu sprechen und durften sich nicht länger mit einem bloßen Briefwechsel begnügen. Izt machte auch Sophie wieder Bekanntschaft mit ihren ehemaligen Kammeraden im Waisenhause, mit dem Pfarrer und mit dem Amtmann, und sie fand mit Emilien in dem Umgang dieser Biedermänner viel Vergnügen. Die Bekanntschaft dieser guten Menschen verwandelte sich nach und nach in Liebe und ehe zween Jahre vergiengen, war Emilie des Pfarrers und Sophie des Amtmanns Gattin. Ein Glück, das selbst ihre kühnsten Erwartungen weit hinter sich zurückgelassen hatten, war ihnen nun zu Theil geworden. Sie hatten nun keinen Wunsch mehr übrig, und

lebten

lebten so durch das Band der innigsten Liebe vereint, so viel es bei dem Unbestand menschlicher Schicksale seyn kann, zufrieden und glücklich bis an das Ende ihrer Tage.

V.

Karoline Tau.

Nie schwellt wohl die Brust des Tugendverehrers von frohen Empfindungen an, als wenn sich seinem scharfblickenden Beobachtungsgeiste Brüder und Schwestern darstellen, die schon in der Blüthe ihrer Jahre den Pfad der alles beglückenden Tugend betreten, und ohnerachtet der größten Hindernisse unablässig und unverrückt auf ihn fortwandeln. Inniges Vergnügen muß sein menschenfreundliches Herz bei dem Gedanken an das Glück erfüllen, das sich

sol-

solche Jünglinge und Mädchen bereiten und er muß sie dreimal glücklich preisen, weil er aus Erfahrung weiß, wie herrlich die Tugend ihre Verehrer belohnt. —

Ein so glücklich zu preisendes Mädchen war Karoline Tau, die einzige Tochter armer aber rechtschaffener Eltern. Sie wurde in einer der angesehensten Reichsstädte gebohren, wo ihr Vater unterster Prediger an einer großen Kirche war. Prediger Tau war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, und besaß einen fürtreflichen Charakter. Nichts konnte man an ihm tadeln, als daß er zu wenig auf sich hielt. Zu bescheiden um seine Verdienste geltend zu machen, lebte er von denen, welche diese zu belohnen im Stande gewesen wären, in einer weiten Entfernung meist unerkannt; und stand daher einem Posten vor, der ihm so viel einbrachte, als zur Befriedigung der nöthigsten Lebensbedürfnisse unumgänglich erfordert wird. Seine allzugroße Genügsamkeit veranlaßte ihn natürlicher Weise auch nicht, sich nach einer etwas vermöglichen Frau umzusehen, sondern er heurathete die

Toch-

Tochter eines armen Advokaten, der sich fast selbst nicht ernähren konnte. Aus dieser Ehe entsproß unsere Karoline, die zwar eine sehr gemeine körperliche Erziehung erhielt, aber am Geiste wohl besser, als manche Fürstentochter gebildet wurde. Sie verdankte die vorzügliche Ausbildung ihres Verstandes und Herzens einzig und allein ihrem Vater, und hatte nie einen andern Lehrer, als ihn.

Unter seiner Anweisung erwarb sie sich, außer den nöthigsten Kenntnissen, sogar eine ziemliche Geschicklichkeit in der Tanzkunst und Musik, so daß sie hierin oft Mädchen, die die größten Meister zu Lehrern hatten, übertraf. Ihre Mutter unterrichtete sie in den weiblichen Geschäften mit der Sorgfalt und Emsigkeit ihres Vaters, und sie brachte es auch hier bald zu einer großen Fertigkeit. So bildeten Karolinens Eltern ihre Anlagen und Fähigkeiten frühzeitig aus, befriedigten ihre Wißbegierde in allem, wo sie nur Gelegenheit fanden, und hatten das Vergnügen, ihre Bemühungen aufs beste gedeihen zu sehen. Karoline besaß schon in ihrem vierzehnten Jahre

mehr

mehr Kenntniße und Geschicklichkeit, als manche ihrer Freundinen in ihrem zwanzigsten. Vornämlich hatte sie sich schöne Einsichten in der Religion und viele Lebensklugheit zu eigen gemacht, welches ihr in ihrem folgenden Versuchungsreichen Leben sehr gut zu statten kam.

Fünfzehn Jahre war Karoline bereits alt, als ihr Vater und ihre Mutter kurz hintereinander starben, und ihr kaum soviel an baarem Gelde hinterließen, daß sie sie konnte begraben lassen. Ohngefähr ein Jahr vor ihrem Tode hatten sie das Unglück gehabt, durch einen Brand ihrer besten Haabseligkeiten beraubt zu werden, und mußten damals fast ihr ganzes kleines Vermögen anwenden, um sich neue Mobilien anzuschaffen; woher dann ihr beinahe gänzlicher Mangel an baarem Geld herrührte.

Karoline fühlte als eine gute Tochter den Verlust ihrer Eltern tief, und das Andenken an sie und an die ihr gegebene fürtrefliche Erziehung erlosch keinen Augenblick ihres folgenden Lebens in ihrer dankbaren Brust. Sie stählte sich durch die Rückerinnerung an die

gu-

guten Lehren ihres Vaters vor den Angriffen des Lasters und begab sich so vollkommen ausgerüstet zu einer weitläuftigen Verwandtin ihrer verstorbenen Mutter, gleichsam als wenn sie ahndete, was für harte Prüfungen ihrer hier und in Zukunft warteten.

Frau Nolting, so hieß Karolinens Baase, war eine junge Wittwe, und Mutter von drei unmündigen Kindern. Sie war zwar nicht ganz arm, besaß aber doch nicht so viel, daß sie sich und ihre Kinder, ohne um Lohn zu arbeiten, ernähren konnte. Wer nur einige Kenntniß von dem Erwerb durch weibliche Arbeiten besizt, und sich Frau Nolting als Wärterin dreier unerzogener Kinder denkt, der wird leicht einsehen, wie weit sie es dabei brachte. Was noch das Schlimmste war, so hatte sie bei Lebzeiten ihres Mannes, den sie für unsterblich hielt, sich so manches zum Bedürfniß gemacht, das zu entbehren ihr izt unmöglich schien. Auf einem geraden Weg konnte sie sich nicht so viel verdienen, als zur Befriedigung dieser, wie ihrem, nicht an Selbstbeherrschung gewöhntem, Herzen dünkte, nöthigen

gen Bedürfnisse erforderlich war, und sie mußte daher einen Seitenweg einschlagen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Jugend und Schönheit leiteten sie auf diesen Weg, und führten sie zum unabsehbarsten Verderben. Es fehlte nicht an reichen Wollüstlingen, die sie theuer genug für ihre Gunstbezeugungen bezahlten, und sie in den Stand sezten ganz nach ihren Wünschen zu leben. — So sank Frau Nolting aus Mangel an Vermögen, sich in ihre Umstände zu schicken, zur Verworfensten ihres Geschlechtes herab, und brachte ihrem Hang nach Wohlleben und Ergözlichkeiten kein geringeres Opfer, als ihre Tugend.

Karoline Tau, war noch nicht ganz sechzehn Jahre alt, da sie zu dieser ihrer Baase kam, und stand also gerade in einem Alter, das der Verführung am meisten Preis gegeben ist. Nolting trieb ienes ihr Unwesen bisher noch im Stillen, und Karoline wurde es erst gewahr, als sie bei ihr im Hause war. Ihr Betragen gegen sie war äußerst streng, und es schien, als ob sie von ihrer Gnade leben müßte, da sie doch bei ihrer vielen Abwe-

fenheit immer das Nöthige für ihre Kinder besorgte und überdieß noch den ganzen Tag für sie um Lohn arbeitete. Nolting hatte bei weitem nicht so viele Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, als Karoline, und war doch so unbillig ihr nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, da sie doch selbst einsah, daß sie viel mehr verdienen konnte, als sie. Je mehr sie erwarb, destomehr wollte Nolting erworben haben. Sie gönnte ihr nicht die mindeste Erhohlung, und verbrannte ihr einmal einige gute moralische Schriften, in welchen sie zuweilen las, vor ihren Augen. — Karoline war ein gutmüthiges und äußerst fleißiges Mädchen und wußte daher nicht, womit sie eine so harte Begegnung verdient hatte. Ihr emporstrebender Geist sträubte sich mit Recht wider den Druck der Sklaverey, und sie nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit zu einer Herrschaft in Dienste zu treten, und wenn es auch nur als gemeine Dienstmagd wäre. Da dieß ihre Baase merkte, so fieng sie an etwas gelindere Saiten aufzuziehen, denn sie wußte wohl, wie viel sie durch sie verlieren würde. Karoline nahm sich ihrer Kinder mit so vieler Treue

und Sorgfalt an, daß sie ihr selbst deßwegen ihren Beifall nicht versagen konnte, und darauf denken mußte, sie bei sich zu behalten. Die Anhänglichkeit an ihre Kinder war es auch, was Karoline bewog länger bei ihr zu bleiben, denn sie konnte sich leicht vorstellen, was aus ihnen werden würde, wenn sie ihrer Mutter überlassen wären, die sich äußerst wenig um sie bekümmerte, und sich lieber im Kreise sinnlicher Vergnügungen und Lustbarkeiten umhertrieb.

Etwa anderthalb Jahre mochte Karoline so bei ihrer Baase zugebracht haben, als sie eines Tages mit großer Bestürzung bemerkte, daß ein reicher verheuratheter Kaufmann, Namens Muta, der im Hause immer aus = und eingieng, eine unerlaubte Neigung gegen sie gefaßt habe. Rein und unschuldig, wie sie aus dem Schooße ihrer Mutter kam, war sie troz des bösen Beispiels geblieben, das sie täglich vor Augen hatte, rein und unschuldig wollte sie ferner bleiben, das war ihr fester unerschütterlicher Vorsatz, ihr ernster Wille. Ihre aufblühende Schönheit hatte zwar schon man-

chen Bewunderer gefunden, aber keiner war noch so zudringlich gewesen, als Muta. Karoline, die einen Fehler mit tausenden ihrer Schwestern gemein hatte, ich meine die Eitelkeit, ließ sich verleiten einige schöne Kleidungsstücke, als Geschenke von ihm anzunehmen, und er glaubte dafür berechtigt zu seyn, Ausfälle auf ihre Tugend und Unschuld zu thun. Frau Nolting sah anfangs sauer zu; den Anschlägen des Kaufmanns, aber plötzlich wurde sie, vermuthlich durch seine allmächtige Börse, anderes Sinnes, und fieng an Karolinen, die jeden Angriff des schändlichen Muta muthig widerstand, und ihn beständig zurückwieß, wenn er sich nur die kleinste Unanständigkeit erlaubte, zu verlachen und zu verspotten. Von dem nichtswürdigen Kaufmann gedungen, Karolinens Uebergabe an ihn zu bewirken, wendete sie alle ersinnlichen Mittel an, ihre Tugend zum sinken zu bringen, aber es gelang ihr nicht einmal sie wankend zu machen. Auf Grundsätzen, die ihr ihr Vater eingepflanzt hatte, stüzte sich Karolinens Tugend, und stand so felsenfest und unerschütterlich. Muta, der ihre Eitelkeit kannte, bot ihr die schönsten

Kleidungen, ia sogar kostbares Geschmeide an, aber die Standhafte trozte ieder, noch so reizenden Versuchung. Nicht Mutas, wie sie nachher oft selbst sagte, blühende Schönheit und einnehmendes Betragen, nicht seine bis zur Verschwendung getriebene Freigebigkeit, und selbst nicht seine glänzendsten Versprechungen, konnten sie bewegen, auch nur ein Haar breit von dem Pfad der Tugend abzuweichen. Alle diese Versuchungen machten ihr im Grunde genommen wenig zu schaffen, gegen den Ungestümm und die Zudringlichkeit ihrer Baase. Diese nichtswürdige Frau quälte das tugendhafte Mädchen unaufhörlich, und wollte sie fast mit Gewalt auf die Bahn des Lasters zu sich hinziehen, weil sie aus ihrem Fall großen Nutzen zu schöpfen gedachte.

Es wäre uns ein leichtes, ganze Bogen mit der Beschreibung der mancherlei Qualen anzufüllen, welche die bedauerswerthe Karoline von dieser Verworfenen erdulden mußte, wenn sie von großen Nutzen und nicht vielleicht für manches fühlende Herz zu empörend wäre. Wir begnügen uns daher nur im allgemeinen

zu

zu sagen, daß Karoline, das achtzehniährige Mädchen unendlich viel litte und gewiß mehr duldete, als tausend gereifte Gattinnen um ihrer Tugend willen dulden würden. Es gehört gewiß schon viel dazu, wenn ein Mädchen in der ersten Blüthe ihrer Jahre in einem solchen verführungvollen Hause, bei so vielen bösen Beyspielen ihre Unschuld bewahren soll; wieviel mehr muß nicht dazu gehören, wenn sie, da man ihr die Liebe zur Tugend als Einfalt vorstellt, und sie um derselbigen willen verlacht, verhöhnt, sie sogar aufs grausamste verfolgt, wenn sie, sage ich, in einer solchen Lage dennoch nicht bundbrüchig wird, nicht abfällt von der Zahl geschworner Tugendverehrer? — Eine solche nachahmungswürdige Tugendheldin war unsere Karoline Tau, durch mehr als halbiährige harte Prüfungen geworden, und nun erst schienen ihre Verfolger des ferneren Eindringens auf sie müde zu seyn. Weinend und betend warf sich die große Dulderin eines Abends auf den Gottesacker vor den Gräbern ihrer frommen Eltern nieder, dankte ihnen noch tausendmal für den Eifer, mit welchem sie ihr Liebe zur Tugend ins Herz ge-

pflanzt hatten, und flehte für sie zum Allvergelter um Belohnung. Es war ein herrlicher Sommerabend, der Mond stand hellleuchtend am wolkenfreien Himmel und ein kühles Westwindchen säuselte um die Wohnungen der Verstorbenen. Schauerliche Stille herrschte ringsumher und die ganze Menschheit schien in Karolinens Augen schon den langen Todesschlaf zu schlafen.

Ihre Seele war ganz in die himmlischen Gefilde zu ihren Eltern versezt, und nie gehabte süsse Gefühle drängten sich in ihre reine Brust. Lange lag das empfindsame Mädchen so auf ihren Knieen, dankte dem Allsehenden für seinen Beistand im Kampf wider die Sünde, erflehte sich ihn ferner und gieng dann ruhig und gestärkt wieder nach Hause. — Ihre Baase betrug sich einige Wochen ganz manierlich gegen sie, und Muta kam gar nicht mehr ins Haus. Karoline war über diese Veränderung äußerst vergnügt, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. Die Stille die izt herrschte, glich der Meeresstille, die vor einem grossen Sturm hergeht. Ihre Verführer schienen

nun der Angriffe auf sie müde zu seyn, aber in der That waren sie nichts weniger als dies, sondern sie hatte sie vielmehr durch ihr Widerstreben zur Rache gereizt, die ihnen folgenden satanischen Anschlag auszuüben eingab.

Nolting schickte Karolinen eines Morgens mit einem Billet zu Muta und befahl ihr, eine Antwort abzuwarten. Karoline traf den Kaufmann in einer Stube an, an welche ein Kabinetchen stieß, wo er zu schreiben pflegte. Er nahm ihr das Billet ab, ließ sie hier warten, und gieng in das Kabinetchen, um es zu beantworten. Karoline betrachtete hier die herrlichen Mobilien mit vielem Vergnügen, und vorzüglich fielen ihr zwei Paar goldne Ohrenringe in die Augen, die auf dem Tische lagen. Da Muta das Billet fertig hatte, brachte er ihr dasselbige, und sie händigte es sogleich ihrer Baase ein. Gegen Mittag kam Muta zu ihrer Baase, und Karoline, die in ihrer Kammer arbeitete, hörte sie viel und heftig miteinander reden. Nachmittag gieng ihre Baase nicht, wie gewöhnlich aus, sondern blieb zu Hause, und schickte sie einigemal

aus,

aus, ihr verschiedene ins Haushalten gehörige Dinge zu kaufen. Da es Abend geworden war, und die Geschäfte im Hause zu Ende waren, fiel es Karolinen ein, etwas an ihren Kleidungsstücken auszubessern, und sie gieng daher in ihre Kammer um sich aus einem Schränkchen Nadel und Zwirn zu hohlen. Als sie hier eine kleine Schachtel öfnete, um dieses Geräthe herauszuthun, funkelten ihr sogleich prächtige Ohrenringe ins Auge, die sie nur bei einer flüchtigen Besichtigung für diejenigen erkannte, die sie am Morgen bei Muta auf dem Tische hatte liegen sehen. Sie glaubte Muta wollte ihr hiemit ein Geschenk machen, und betrübte sich sehr darüber, weil sie darauf mit Recht schloß, daß er seine unselige Leidenschaft noch nicht aus seinem Herzen verbannt habe. Sie trug sie ungesäumt in die Stube und fragte ihre Baase, wie denn diese Ohrenringe hier in ihre Schachtel gekommen wären? Nolting sah sie auf diese Frage einige Augenblicke wie mit stummer Verwunderung an, und rief ihr dann voll Wuth und scheinenden Ingrimm zu: Ha! Diebin, reut dich dein Diebstahl? — Auf diese Frage vermochte ihr Karoline nichts

zu antworten, sie wirkte zu heftig auf sie, Todesblässe verdrängte das glühende Roth von ihren Wangen, ihre Knie zitterten, und sie sank kraftlos zur Erde. — — Da sie wieder zu sich selbst kam, befand sie sich allein, bald aber trat Muta in die Stube, und schwur ihr, sie sogleich wegen des verübten Diebstahls in Verhaft nehmen zu lassen, wenn sie izt noch seine Liebe verschmähen würde. Er war dießmal zudringlicher und unbescheidener als jemals, und versezte die unglückliche Karoline in eine wahre Todesangst.

Doch verlohr die standhafte Dulderin nicht alle Entschlossenheit und widerstand ihm glücklich. Aber seiner Rachgierde konnte die Bedauernswerthe nicht entgehen. Er rannte wie wüthend fort, kam mit den Gerichtsdienern wieder und befahl ihr, ihnen augenblicklich zu folgen. Karoline versicherte ihm mit Thränen aufs heiligste, daß sie unschuldig sey, aber er war taub gegen ihr Flehen und Bitten. Nur unter der ihr bekannten Bedingung flüsterte ihr der Schandbube ins Ohr, wolle er sie freilassen; da sie aber diese nicht eingieng, so ließ er sie fortschleppen. — Es war gegen

gen zehn Uhr des Nachts, als die schuldlose Verbrechen freie Karoline an den Ort der Verbrecher gebracht wurde. Mehr sinnlos, als belebt, warf sie sich hier auf das ihr bereitete Lager und wurde erst nach Verlauf einiger Stunden ihrer wieder völlig bewußt. Ein Glück wäre es für sie gewesen, wenn diese Fühllosigkeit länger gedauert hätte, denn die Rückkehr ihrer Besinnungskraft bereitete ihr Qualen der Hölle. — Doch wir lassen den Vorhang fallen um unsere fühlenden Leser mit einer Scene zu verschonen, die sie sich grausenvoll genug denken können; und eilen ihnen zu erzählen, wie die Unschuld dieser Edeln an den Tag kam.

Zween Tage hatte sie unter anhaltendem Gebet in ihrem Gefängniß zugebracht, als sie mit Anbruch des dritten folgendes Briefchen erhielt:

Meine liebe Jungfer Tau!

Unmöglich kann ich dem Gerüchte, das sie für eine Verbrecherin ausgiebt, Glauben beimessen, da ich Sie erst vor einigen Wochen

des

des Abends auf dem Gottesacker vor den Gräbern Ihrer frommen Eltern in der Stellung der glühendsten Andacht erblickte. Sie waren damals zu sehr in sich selbst vertieft, um mich wahrzunehmen, und zogen eben deßwegen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, weil ich aus dieser ernsten und durch nichts zu störenden Seelenstimmung auf die Stärke und Lebhaftigkeit Ihrer Empfindungen schloß. Ich folgte Ihnen da Sie weggiengen, auf dem Fuße nach, und lernte Sie, indem ich einen Bekannten, der mir begegnete fragte, den Namen nach kennen. — Ich müßte mich ganz in der Kenntniß des menschlichen Herzens irren, wenn es möglich wäre, daß ein Mädchen von Ihren Jahren mit so warmen Gefühle der Dankbarkeit gegen ihre Eltern in der Brust, ein Verbrechen dieser Art begehen könnte, dessen man Sie beschuldigt, und ich ersuche Sie daher, mir ausführlich alles zu schreiben, was Sie izt angeht, oder auch nur entfernt auf Ihre gegenwärtige Lage Bezug hat. Es wird Sie nicht gereuen, sich mir anzuvertrauen.

Anton Theodor v. Tirzau.

Der Gefangenwärter, der Karolinen dieses Briefchen zustellte, hatte auch schon Schreibmaterialien mitgebracht und sie säumte daher keinen Augenblick, dem Herrn von Tirzau alles zu berichten, was zwischen ihr und Muta seit einem halben Jahre vorgefallen war. Sie stellte ihm der Wahrheit gemäß, die, aus der durch ihren Widerstand unbefriedigt gebliebenen unkeuschen Liebe des schändlichen Muta entstandene Rachgierde, als den Grund ihrer itzigen traurigen Lage dar, und versicherte ihm aufs heiligste, daß die Ohrenringe auf seine Veranstaltung in ihre Schachtel gekommen seyn müßten. Der Nichtswürdigkeit ihrer Baase und der aus ihrer schändlichen Gewinnsucht für sie erwachsenen Uebel, that sie aus allzugroßer Schonung nur im Vorbeigehen Erwähnung und schloß mit einer rührenden Bitte um Unterstützung und Vertheidigung ihrer Ehre. — Unbeschreiblich wohl war Karolinen zu Muthe, da sie den Brief an den Herrn von Tirzau abgeschickt hatte, denn die feste Hoffnung, daß er ihr beistehen würde, belebte sie. Dankgebete zu dem Allgerechten aufzuschicken, war nun ihre einzige und liebste Beschäftigung. Sie ver-

verharrte unaufhörlich darinn, bis ihr am dritten Tage nachher der Gefangenwärter ihre Freiheit ankündigte, und sie einem Bedienten übergab, der sie in das Haus des Herrn von Tirzau brachte.

Frau von Tirzau, eine schon etwas ältliche Dame, empfieng sie in der Abwesenheit ihres Gemahls mit der größten Leutseeligkeit, umarmte und küßte sie. Karoline, die diese Dame, nie mehr als von Person kannte, war ganz betäubt über die Gnade, mit der sie ihr begegnete. Sie stotterte etwas von ihrer Unwürdigkeit und von dem nicht verdienen so vieler Gnade, aber sie ließ sie nicht zu Wort kommen, sondern sagte, daß sie von glaubwürdigen Personen schon viel Löbliches von ihr gehört und ia überdies den deutlichsten Beweis von ihrer Rechtschaffenheit in Händen habe. Sie eröfnete ihr sogleich, daß ihr Gemahl sich vorgenommen habe, sie nicht wieder zu ihrer Baase gehen zu lassen, sondern sie so lange bei sich zu behalten, bis sich eine gute Stelle für sie als Kammeriungfer gefunden haben würde. Da Herr von Tirzau nach Hause

kam,

kam, bewillkommte auch er sie mit der größten Herablassung und Leutseeligkeit, und überreichte ihr einen Wechsel auf tausend Reichsthaler, mit den Worten: Empfangen Sie hier von Ihrem Beleidiger eine kleine Vergütung für die mancherlei ausgestandenen Widerwärtigkeiten. — Karoline gerieth hier, wiewohl mit Ungrund, in einige Verlegenheit, Tirzau riß sie aber sogleich wieder heraus, indem er fortfuhr: Da ich mich bald von Ihrer Unschuld überzeugt hatte, so sorgte ich dafür, daß der nichtswürdige Muta ungesäumt in Verhaft gebracht wurde. Er bekannte unverzüglich, daß er die Ohrenringe Ihrer Baase gegeben habe, um sie in ihre Schachtel zu legen, und wurde von den Gerichten zur Bezahlung dieser Summe an Sie verurtheilt. Sie dürfen dieses Geld ohne Bedenken annehmen und es für eine Belohnung für Ihre ausdauernde Beharrlichkeit im Guten ansehen. — Auf diese Versicherung stand nun Karoline keinen Augenblick mehr an, den Wechsel anzunehmen. Sie wollte es versuchen, den Retter ihrer Ehre, ihrem Beschützer und großmüthigen Wohlthäter zu danken, aber er unterbrach sie und sagte,

daß

daß er sogleich zu ihrer Baase schicken und ihr die ihr zugehörigen Kleider und Geräthschaften wolle abfordern und hieher bringen lassen. Er schickte hin, aber wie erstaunte Karoline, als der Bediente wieder zurückkam, und meldete, daß Frau Nolting schon beinahe seit zwei Tagen unsichtbar geworden wäre, und ihre drei Kinder in den hülflosesten Umständen zurückgelassen hätte. Tirzau gerieth über das Betragen dieser unnatürlichen Mutter in einen gerechten Unwillen, und rief hastig aus: Ha! ist die Verworfene der ihr längst vorbehaltenen Strafe entlaufen! — Doch legte sich dieser Unwille gegen die Mutter bald, und das Mitleiden mit den drei armen verlassenen Waisen trat in der fühlenden Brust des edeln Menschenfreundes an dessen Stelle. Er beschloß die beiden ältesten in das Waisenhaus zu bringen und das iüngste, weil es erst fünf Jahre alt war, von der rechtschaffenen Frau seines Bedienten erziehen zu lassen. — Karoline erstaunte über diesen abermaligen Beweis der edeln Denkart dieses Mannes und ihr einziger Gedanke war izt die Bewunderung seines fürtreflichen Charakters. Die erste Nacht, die

sie

sie nach ihrer Gefangenschaft in seinem Hause zubrachte, kam kein Schlaf in ihre Augen, denn sie dachte beständig an ihren Erretter, und an die Art, wie er es wurde. Es schien ihr fast unmöglich, daß er unbemerkt von ihr geblieben, Zeuge ihrer Andacht auf dem Gottesacker gewesen seyn sollte, und doch war es unumstößlich gewiß. Sie gestand es sich selbst, daß dieses sehr gut für sie gewesen wäre, denn, wenn sie ihn bemerkt hätte, so würde sie sich wohl schwerlich ihren frommen Empfindungen überlassen und also seine Aufmerksamkeit nicht so auf sich gezogen haben, welches leztere doch der Grund ihres ganzen itzigen Glückes war. Die Rettung ihrer Ehre und der Besitz von tausend Reichsthalern, in den er sie gesetzt hatte, waren keine Kleinigkeit und mußten natürlich große Achtung gegen ihn in ihr erwecken. Sie verlohr auch die Dankbarkeit, zu der sie diese Wohlthaten verpflichteten, nie aus dem Gesichte, wie es sich von einer Person von ihrer Denkart nicht anders erwarten läßt.

Etwas über ein Vierteljahr mochte Karoline bereits in dem Hause des Herrn von Tirzau zugebracht haben, als seine Gemahlin eines Tags einen Brief von einer Freundin aus einer entfernten Stadt erhielt, in welchen sie sie bat, ihr ein geschicktes und rechtschaffenes Mädchen zur Kammerjungfer zu verschaffen. Frau von Tirzau trug diese Stelle unter sehr annehmbaren Bedingungen unserer Karoline an, und diese trug kein Bedenken, sie anzunehmen, da sie ohnehin wünschte, ihren Wohlthäter nicht länger mehr für ihren Versorger ansehen zu dürfen, um nicht Dürftigern seine Wohlthaten ferner zu entziehen. Ihr Abschied aus dem Tirzauischen Hause kostete ihr viele Thränen, denn die Bewohner desselbigen waren ihrem Herzen unendlich werth geworden.

Die Dame, bei welcher Karoline izt in Dienste trat, hieß Frau von Dorwitz. Sie war schon zehn Jahre Wittwe, und führte, da sie dem Winter ihres Lebens nahe war, ein stilles und ruhiges Leben. Sie gewann Karolinen in kurzer Zeit sehr lieb und empfahl

sie schon nach einem Jahre ihrem Bruder zur Haushälterin, weil sie bemerkte, daß sie bei ihr einen zu engen Wirkungskreis habe, und auch viele Lust zu häuslichen Verrichtungen bezeigte.

Herr von Romberg, so hieß der Bruder der Frau von Dorwitz, war ein mehr als siebenzigiähriger Greis, der etwa drei Meilen von dem Aufenthalt seiner Schwester auf seinen Gütern lebte. Er stand nicht an, Karolinen auf ihre Empfehlung anzunehmen, und für sie war diese Dienstveränderung sehr vortheilhaft. Sie hatte bei Romberg weit bessern Gehalt und ein viel angenehmers Leben. Einer ihrer sehnlichsten Wünsche, auf dem Lande zu leben, war nun erfüllt, und sie war, da sie Rombergs völlige Zufriedenheit mit ihr bemerkte, zufrieden und glücklich; zur Versüssung ihres Lebens ließ ihr der Himmel an der Tochter des Pfarrers auf dem Guthe eine treue Freundin finden, in deren Armen sie die reinen und edeln Freuden der Freundschaft reichlich genoß.

Ernestine Nill, so hieß dieses Mädchen, stand mit Karolinen in gleichem Alter. Beide Mädchen waren Muster weiblicher Bescheidenheit und Sittsamkeit, und schienen jedem, der sie kennen lernte, wegen der Gleichförmigkeit ihrer Denkart zur innigsten Freundschaft für einander geschaffen zu seyn. Herr von Romberg lebte mit Ernestinens Vater in der engsten Verbindung und liebte auch seine wohlgediehene Tochter mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Unsere Karoline gewann in seinen Augen sehr viel durch die Freundschaft, die sie mit Ernestinen errichtete, und da er in der Folge ihren zunehmenden Diensteifer und ihre untadelhafte Aufführung wahrnahm, so stieg sie täglich in seiner Gunst und Gnade.

Ueber zwei Jahre lebte sie so ruhig und glücklich. Nach dieser Zeit aber hatte ihre Tugend wieder eine harte, aber von der vorigen ganz verschiedene Prüfung auszustehen. Karoline überließ sich nämlich damals zum erstenmal einer Leidenschaft, die so oft die gefährlichsten Folgen für jugendliche Herzen hat. Daß ich unter dieser Leidenschaft hier die Liebe

verstehe, werden die meisten meiner Leser leicht muthmassen können. Karoline überließ sich dieser hier auf einmal gegen einen neu angekommenen Sekretair ihres Herrn, mit solcher Heftigkeit, daß sie zu untersuchen vergaß, ob der Gegenstand ihrer Liebe, auch derselben ganz würdig sey. —

Sekretair Faller war ein junger feuriger Mann, der die Kunst Mädchen zu seinen Sklavinnen zu machen, ganz gut verstand. Er war ein Heuchler von Profession, denn er gab nur darauf acht, wie man ihn haben wollte, um sich dann also zu zeigen. Kein Wunder, daß ein solcher abgefeimter Schurke ein Mädchen zur Liebe reizen konnte, die an keinen Argwohn gewöhnt, sich ihn ganz so dachte, wie er sich stellte. Karoline sah den Schalk nicht, den Faller im Herzen trug, und hieng ihm mit aller nur denkbaren Zärtlichkeit an. Als er dies wahrnahm glaubte der Nichtswürdige, sie würde keinen seiner Wünsche unbefriedigt lassen können, und muthete ihr zu, den Herrn von Romberg auf eine schreckliche Art zu bestehlen.

Romberg hatte nämlich in einem Kästchen eine beträchtliche Anzahl überaus kostbarer Juwelen verwahrt, die seiner längstverstorbenen Gemahlin zugehört hatten. Er pflegte dieses Kästchen nur einmal des Jahrs und zwar am Todestage seiner Gemahlin zu eröfnen, um sich einmal dabei feierlich an sie zu erinnern, und fürs andere zu sehen, ob nicht etwa die Juwelen durch irgend etwas Schaden leiden könnten. — Dieser Juwelen] nun sollte sich unsere Karoline, nach Fallers Willen, zu bemächtigen suchen, um sie ihm zum Brautschatz zu bringen. Sie müssen, sagte er zu ihr, derselbigen sogleich habhaft zu werden trachten, wenn Romberg den Todestag seiner Gemahlin begangen hat. Wir gehen dann ungesäumt aus seinem Dienst, und wenn er übers Jahr seine Juwelen besichtigen will und sie nicht findet, so fällt gewiß auf uns kein Verdacht. . . . Er wollte hier weiter reden, aber Karoline unterbrach ihn. Schaudern und Entsetzen bemächtigte sich ihrer Seele, und Hitze und Kälte durchströmten wechselsweise, wie ein Fieber, ihren ganzen Körper. Entrüstet verließ sie ihn, da sie ihn so entlarvt vor

sich stehen sah, und faßte den festen Vorsatz, ihn nie wieder anzuhören. Mehrere Wochen blieb sie diesen Vorsatz treu, und vermied ihn, wo sie nur konnte. Der Abscheu vor dem Verbrechen unterdrückte so eine geraume Zeit die Liebe, aber diese forderte doch endlich wieder ihre Rechte. Faller war zwar in ihren Augen noch immer ein Bösewicht, aber er war ein so schöner Bösewicht! Sie suchte sich nach und nach zu überreden, seine Zumuthung sey nicht sein völliger Ernst gewesen und gab so der ungestümmen Liebe wieder Gehör. Faller nahm nun seine ganze Verstellungskunst zusammen und sezte sich wo möglich in ihrem Herzen noch fester. Karoline glaubte nun jenes Verlangen sei nur ein bloser unglücklicher Einfall von ihm gewesen, und dachte fast gar nicht mehr daran, als er auf einmal ihr wieder auf eine ganz seiner würdige Art zu verstehen gab, daß er seinen schändlichen Plan noch nicht aufgegeben habe.

Ueber dieser Aeußerung gerieth Karoline in einen sehr großen Unwillen über sich selbst, weil sie so lange heise Liebe gegen einen so

Unwürdigen in ihrem Herzen genährt hatte. Sie verbannte diese Leidenschaft von Stund an aus demselbigen, und wieß alle fernern Angriffe des niederträchtigen Fallers entschlossen zurück. Durch dieses vernunftmäßige Betragen zog sie sich aber seinen vollen Haß zu, und reizte sein boshaftes Herz so gegen sich zur Rache, daß er ihr ihr Leben zu einer fast ununterbrochenen Reihe von Widerwärtigkeiten machte. Er wiegelte das Gesinde wider sie auf, verläumdete sie wo er nur konnte, und schwärzte sie sogar bei Romberg an. Als ein vollendeter Bösewicht spann er alles so fein und künstlich an, daß die Bedauernswerthe anfangs gar nicht wußte, daß alle Uebel, die sie drückten, von ihm herrührten. Nirgends konnte die unglückliche Karoline damals Ruhe finden, als an dem theilnehmenden Busen ihrer treuen Ernestine! Dieses fürtrefliche Mädchen half ihr alle iene Leiden tragen und entriß sie endlich glücklich den Verfolgungen dieses Nichtswürdigen, indem sie alles, was zwischen ihm und Karolinen vorgefallen war, ihrem Vater eröfnete und ihn bat, mit dem Herrn von Romberg deßwegen zu sprechen.

Romberg erschrack über Nills Erzählung, stellte sogleich eine genaue Untersuchung darüber an, und entließ den ruchlosen Faller, da er ihn in seiner ganzen Schändlichkeit vor sich sah, unverzüglich seines Dienstes. Karoline suchte er für ihre verkannte Rechtschaffenheit und für ihre ausgestandenen Widerwärtigkeiten allenthalben zu entschädigen, und überhäufte sie mit Beweisen seiner Gunst und Gnade. Da sie nach etwa drei Jahren einen verdienten Prediger ihre Hand gab, so stattete er sie wie seine Tochter aus, so, daß sie lebenslänglich in ihrem Hause sich an die Wahrheit des Ausspruchs erinnern konnte:

Tugend belohnt ihre Verehrer!

VI.

Scenen aus dem Leben Heinrichs von Ottenwalt.

Zu L. einem adelichen Dorfe in Franken, wurde vor mehreren Jahren Karl Waller als Prediger angestellt. Er stand eben im zwei und dreisigsten Jahr, da er die geistliche Amtsführung antrat, und hatte sich zu diesem wich-

tigen Beruf treu und sorgfältig vorbereitet. Die Würde eines Religionslehrers zu behaupten, war sogleich beym Antritt seiner Amtsführung sein eifrigstes Bestreben. Es war diese Behauptung besonders anfangs für ihn mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, weil der damilige Gutsherr, Heinrich von Ottenwalt, nicht selten die unverzeihliche Thorheit begieng, im Angesicht seiner Unterthanen über den Predigerstand zu witzeln. Wallers zween lezte Vorfahrer hatten, wie ihm der Amtmann Riel versicherte, dem Gutsherrn selbst hiezu Veranlassung gegeben. Der eine von diesen war ein liederlicher und nichtswürdiger Mann, der durch sein böses Beispiel seine Lehren und Ermahnungen entkräftete: der andere aber war ein belachenswerther Pedant. — Ob nun gleich zwar diese beiden Männer, die die Würde ihres Standes entehrten, den Herrn von Ottenwalt keineswegs berechtigten, über den Predigerstand im Allgemeinen ein schiefes Urtheil zu fällen, so that er es dennoch sehr oft, und zeigte sich eben dadurch seinem neuen Prediger sogleich in seiner ganzen Blöße.

Waller, der ein sehr kluger Mann war, stellte sich, als ob er die Sticheleien, die sich Ottenwalt selbst auf seine Person zuweilen erlaubte, gar nicht bemerkte, und brachte ihn dadurch bald zum Stillschweigen. So schwach auch Ottenwalt am Geiste war, so nahm er doch auch ziemlich bald wahr, was für ein Mann sein iziger Pfarrer war, und daß er sichs vergehen lassen müßte mit ihm anzubinden. Er begegnete ihm in kurzem mit einer Achtung, die allgemein Bewunderung erregte, und die Waller einzig und allein seiner eingesammelten Welt und Menschenkenntniß verdankte, die ihm treflich zu statten kam. Er, der mit den kleinsten Falten des menschlichen Herzens bekannt war, lernte bald ieden genau kennen, und wußte sich in ihn zu schicken. Ottenwalts Schwächen fieng er dadurch am glücklichsten zu heilen an, daß er sie vertrug und sich in ihn zu finden wußte. Er hatte sehr oft die Bemerkung gemacht, daß Menschen von dieser Art am leichtesten, durch nachgeben zu beugen sind, und brachte auch diesen dadurch nach und nach zur Erkenntniß seines Irrthums. Die enge Freundschaft, die

Wal-

Waller bald mit dem Amtmann, einen sehr edeldenkenden Mann errichtete, den Herr von Ottenwalt zu seinem Glück zu schätzen wußte, machte ihn noch aufmerksamer auf ihn, und erwarb ihm sein ganzes Zutrauen. Waller benüzte dasselbige seiner erhabenen Denkart gemäß, zur Beförderung, der in manchen Stücken so nöthigen Sinnesänderung seines Gutsherrn und bediente sich dabei der so nachahmungswürdigen Vorsicht, daß er sich keinesweges das Ansehen gab, als wenn er diese bewerkstelligen wolle. Hierdurch erreichte er seine Absicht weit leichter und besser, als sein Vorgänger, der vom falschen Eifer dahingerissen, oft von der Kanzel herab, auf seinen hochgebiethenden Patron losdonnerte, und wohl ihn selbst oder andere zum lachen brachte. Solche fruchtlose, eher Erbitterung, als Besserung bewirkende Mittel, konnte der kluge Waller, der nicht gewohnt war, sich selbst ins Licht zu treten, unmöglich anwenden. Er wußte wohl, wie man es anfangen müsse, um sich nicht selbst den Eingang in andere Herzen muthwillig zu versperren. Seine Menschenkenntniß hatte ihn gelehrt, daß, durch

sanf=

sanftes Betragen erworbenes Zutrauen der einzig beste Weg zu seinem Zweck zu gelangen sey, und sein abermaliger Versuch bei seinem Gutsherrn täuschte ihn in seiner Erwartung nicht: Geduld mit seinen Schwächen, war das erste Erforderniß, das er nie aus den Augen verlieren durfte, und bescheidene Leitung nach den Gesetzen der Stätigkeit zur rechten Zeit und am rechten Ort, das zweite, das gleiche Aufmerksamkeit heischte. Die beiden führten ihn glücklich zum Ziel. Ottenwalt fing nach und nach an, an seinem Umgang Geschmack zu finden, und verschafte ihm dadurch die beste Gelegenheit, in ziemlicher Schnelligkeit an seiner so äußerst nöthigen Umbildung zu arbeiten. Er war kaum ein Jahr im Amte, als auf dem Schlosse zu B. schon alles ein anderes Ansehen gewann. Amtmann Riel, der, wie ich schon vorhin sagte, ein fürtreflicher Mann war, hatte sich längst einen solchen Prediger, wie Waller, gewünscht, um mit ihm in Betreff seines Gutsherrn, gemeinschaftliche Sache machen zu können, und trug nun auch das Seinige redlich dazu bei, denselben immer mehr zu einem Vorbild, und zu einem immer

würdigern Beherrscher seiner Unterthanen zu machen. Es gelang ihm mit Waller in Verbindung, einige liederliche Gesellschafter von ihrem Herrn zu entfernen, und sie machten bald seine meiste Gesellschaft aus.

Herr von Ottenwalt war damals ohngefähr sechs und dreisig Jahre alt, aber noch hatte er keinen festen Charakter. Gute Menschen konnten ihn zum Guten bewegen, und böse konnten ihn zum Bösen verleiten. Gleichwie eine Fahne vom Winde gedreht und gewendet wird, also ließ er sich von denen drehen und wenden, die um ihn waren. — Wie unumgänglich nöthig es daher für ihn war, böse Gesellschafter von ihm zu entfernen, leuchtete zwar dem Amtmann schon lange ein, aber er vermochte, ohngeachtet vieler angestellten Versuche, noch nicht dieses, die äußerste Behutsamkeit erfordernde Unternehmen, auszuführen. Für Waller war es aufbehalten, das ihm vollenden zu helfen, wornach er so emsig strebte. Er bekannte diesem, mit der ihm eigenen Bescheidenheit, daß er diesem Unternehmen nicht allein gewachsen wäre, und forderte

ihn

ihn zu seinem Beistand auf. Waller, der nirgends weniger saumselig war, als da, wo er Gutes stiften konnte, verband sich sogleich mit ihm, und beide sannen nun mit angestreng-ten Geisteskräften auf Mittel zur Erreichung ihres edeln Zweckes. Einen oder ein paar gute Gesellschafter ihrem Herrn zu verschaf-fen, denen die nichtswürdigen alsdann von selbst weichen würden, war das Resultat ihres Nachdenkens.

Herr von Dahl und Herr von Millfing, zween benachbarte Guthsbesitzer, Männer von bewährter und geprüfter Rechtschaffenheit, und Väter ihrer Unterthanen, die bisher nur Ot-tenwall weitläuftige Bekannte geblieben waren, schienen ihnen beide zu diesem Unternehmen gebohren zu seyn. Nur wünschten sie einstim-mig, ihnen etwas von ihrer Absicht errathen lassen zu können, damit sie ihrem Herrn auf dem halben Weege entgegen kommen möchten. Daß Männer von ihrer Denkart, sich mit wah-rem Vergnügen hiezu bereitwillig finden lassen würden, daran zweifelten sie keinen Augen-blick, nur die Art, wie sie an sie kommen soll-

ten, machte ihnen einige kleine Bedenklichkeiten. Glücklicher Weise wurden aber diese bald gehoben, indem der Amtmann des Herrn v. Dahl weiter befördert wurde und Wallers Busenfreund, Namens Krug, an dessen Stelle kam. Diesem entdeckte er sein mit Riel entworfenes Projekt und fand ihn sogleich bereit, ihm hülfreiche Hand zu leisten. Krug, ein junger Mann von gleicher Herzensgüte, gleichem Biedersinn und gleichen Talenten mit Waller, machte sich ein angelegentliches Geschäfte daraus, seinem fürtreflichen Herrn seines Freundes edeln Wunsch auf eine Art merken zu lassen, die dessen erhabene Denkart in das helleste Licht sezte und ihm ein vollkommenes Genüge leistete. Herr von Millsing, der mit dem Herrn von Dahl in unzertrennlicher Freundschaft lebte, erfuhr bald von diesem Riels und Wallers Vorhaben, und war eben so wenig, als er abgeneigt, den Wunsch dieser guten Unterthanen zu krönen.

Herr von Ottenwalt, der indessen von seinem Amtmann und Pfarrer, deren Ansehn bei ihm täglich stieg, auf die Biedermänner

im=

immer aufmerksamer gemacht worden war, suchte nunmehr ihren Umgang und fand, da sie sich anfangs zu seinen Schwachheiten herabließen, Geschmack an denselbigen. Da dies seine vorigen Freunde, die iene würdigen Männer mit dem Namen Sauertöpfe und Kopfhänger zu belegen pflegten, sahen, zogen sie sich wirklich glücklich nach und nach von ihm zurück. Zwar versuchten sie es zuweilen, ihn wieder zum Abfall zu bewegen, und auch er selbst war nicht selten dem Rückfall nahe, aber Dahl, Millfing, Riel und Waller, standen, Colossen ähnlich, ihm zur Seite und ließen ihn nicht sinken, wenn er gleich öfters zu wanken begann. Die beiden leztern, die sich selbst ihren Einfluß auf ihren Guthsherrn nicht so groß gedacht hatten und deßwegen, wiewohl nicht ohne Grausen, manchmal das Scheitern ihres Plans befürchteten, wußten sich vor Freude kaum zu lassen, als sie ihr frommes Unternehmen vom Himmel so begünstigt sahen. Es schien, als ob Ottenwalt von seinen izigen Gesellschaftern gänzlich umgeschaffen worden wäre, und man konnte an ihm die fruchtbare Bemerkung machen, daß der Umgang mit Gu-

ten in gleichem Grade aber nur vielleicht mit weniger Schnelligkeit nütze, als der Umgang mit Bösen schadet.

Der edeldenkende Waller beobachtete vorzüglich die Handlungen und das itzige Betragen seines Herrn mit unaussprechlicher Freude, aber er konnte doch nicht umhin seinem Freunde Riel zuweilen zuzurufen, er möchte ihr Werk noch nicht vollendet zu sehen wähnen? — Waller, der Menschenkenner sah ein, daß, obgleich Ottenwalts Benehmen gegenwärtig gegen seine vorige Aufführung sehr absteche, er doch noch nicht nach Grundsätzen handle, und dies veranlaßte ihn zu iener Aeußerung, die nichts weniger als eine Grille oder ein Hirngespinnst war. Ihm war nicht unbekannt, daß nur Handlungen, welche die Früchte fester Grundsätze sind, ächte Kennzeichen einer Sinnesänderung abgeben können, an deren Bestand nicht zu zweifeln ist. Wie aber feste Grundsätze einen Ottenwalt der ganz Leichtsinn und Flüchtigkeit war, zu eigen zu machen wären, das war eine eben nicht leicht zu lösende Aufgabe. Hier mußten Versuche über Versuche unverdrossen angestellt werden, sonst war an keine Mög-

lich-

keit zum Ziele zu gelangen zu denken. Gute Lectüre, zweckmäßig gemachte Beobachtungen, eigenes Nachdenken und dergleichen, zur Erwerbung fester Grundsätze dienliche, Mittel, waren für einen Mann, wie Ottenwalt viel zu sehr Geist anstrengende Dinge, als daß Waller sich ihrer mit Glück und Nutzen bedienen zu können hoffen durfte. Er müßte in der That gar den Mann nicht gekannt haben, den er vor sich hatte, wenn er sich von solchen unumgänglich unablässige Fortsetzung erfordernden Mitteln bei ihm einen guten Erfolg hätte versprechen können. Ottenwalt mußte zuvor von seinem gränzenlosen Leichtsinn und von seiner ihm anklebenden Flatterhaftigkeit geheilt seyn, ehe er hiezu angeführt werden konnte. Da nun dies nicht das Werk eines Augenblicks ist, so mußte Waller einstweilen auf andere seiner gegenwärtigen Denkart und Gemüthsverfassung angemessene Mittel denken. Hierbei ließ er sich ganz zu den Begriffen der Jugend herab, denn er konnte seinen Guthsherrn nicht anders als einen Jüngling betrachten, dessen Geist er ausbilden und in dessen Brust er heiße Liebe für wahre Tugend erwecken wollte.

Er bediente sich in dieser Absicht sinnlicher und in die Augen fallender Mittel, und bewirkte unter andern mit folgenden sehr viel bei ihm. Er ließ nämlich auf Glaskugeln von verschiedener Farbe, in alphabetischer Ordnung Lebenspflichten und Klugheitsregeln schreiben, und dieselbigen im Schloßgarten um ein Nelkenbeet, das Ottenwalt vorzüglich liebte, eines Morgens herumlegen. Dieser an sich einfache Einfall hatte die Wirkung, daß iene Sammlung lehrreicher Sätze seine ganze Aufmerksamkeit erhielt, die er auf dem Papier gewiß kaum des Lesens gewürdigt haben würde. Auf diese und andere ähnliche Arten richtete er hier gewiß mehr aus, als durch lange Deklamationen.

So fieng nun Ottenwalt an allmählich vom Kleinen zum Großen fortzuschreiten. Die unverdrossen fortgesezten Bemühungen seiner würdigen Freunde ihn zum Ernst und zum stillen Nachdenken zu gewöhnen, verfehlten immer weniger ihren Zweck, und Waller hatte fast eher, als er es wähnte, das Vergnügen zu sehen, daß sein Zögling anfieng mehr, als bloser Nachahmer des Guten zu seyn. Diese Wahrnehmung vergnügte ihn über alles, denn

er

er hielt nun dafür, daß seine Sinnesänderung hiedurch festgegründet und er vor dem Rückfall gesichert sey, worinn er sich, wie der Erfolg lehren wird, nicht betrog. Ottenwalts sittliche Verschlimmerung war zum Glück noch nicht zu einem so hohen Grad gediehen, daß nicht edle Grundsätze in seiner Seele hätten Wurzel fassen, und bei einer sorgfältigen Wartung und Pflege den Saamen des Bösen ersticken sollen. Auch Amtmann Riel trug das Seine zur Ausrottung böser Gewohnheiten und zur Verminderung Zeit verderblicher, kostspieliger und der Gesundheit nachtheiliger Lustbarkeiten bei seinem Herrn bei, indem er ihn immer in nützliche Thätigkeit zu versetzen und ihn darin zu erhalten suchte. Er, der die schönste Gelegenheit gehabt hätte, nach seinem Vortheil und nach seinen Gutdünken zu schalten und zu walten, nöthigte gleichsam seinen Herrn mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Wenns nur möglich war, verwickelte er ihn in Geschäfte, feuerte ihn an hie und da den Herrn von Dahl oder den Herrn von Millfing zu Rathe zu ziehen und gewöhnte ihn so anfangs zu einiger Betriebsamkeit und

endlich sogar zum Fleis. Seine harmonische Denkart und eben daher entstandene innige Freundschaft mit Waller war ihm in vielen zu treffenden Anstalten und Verbesserungen, womit er einzig und allein das Wohl seines Herrn und dessen Unterthanen beabsichtete, ungemein behülflich, und man hatte hier einen abermaligen Beweiß, wieviel zween kluge Männer Gutes stiften können, die der Geist der Einigkeit und des Friedens beseelt. Ihre Freundschaft, die als Muster aufgestellt zu werden verdient, wurde dadurch vollends unzertrennlich, daß Waller Niels einzige Schwester zu seiner Gattin erkohr. Diese Verheurathung war für ihren Guthsherrn, der noch unvermählt war, von großen Folgen. Waller, der in den Armen einer liebenswürdigen und förtreflichen Gattin den Werth der häuslichen Glückseeligkeit in seinem ganzen Umfang empfand und ein ihm bisher noch ganz fremd und unbekannt gebliebenes Glück genoß, gerieth dabei auf den, in der Folge so fruchtbaren Gedanken, daß vielleicht eine eben so glückliche Heurath das Wohl seines Herrn unumstößlich gründen und allen seinen bisherigen Bemühungen in Absicht

auf

auf die Umbildung seines sittlichen Charakters die Krone aufsetzen könnte. Er fühlte sich so lebhaft von der Wahrheit dieser seiner Meinung überzeugt, daß er von Stunde an keinen größern Wunsch hegte, als den, seinen Guthsherrn glücklich verheurathet zu sehen, und sich selbst oft bitter tadelte, daß er einen Gedanken, den er eben nicht das erstemal hatte, nicht schon früher genährt und ins Werk zu setzen bemüht war. Ein glücklicher Zufall krönte bald seinen Wunsch. Er lernte auf einer kleinen Reise ein Fräulein von vier und zwanzig Jahren kennen, die ihm bei der ersten Unterredung alle Eigenschaften zu haben schien, die er in der Gemahlin seines Herrn vereint zu sehen wünschte. Er dachte dies schon, ehe er das Fräulein kannte, mit dem er sprach, und freute sich nicht wenig, als er erfuhr, daß sie die jüngste von drei Schwestern sey, davon die eine an den Herrn von Dahl und die andere an den Herrn von Millfing verheurathet war. Als er wieder nach Hause kam, bezeigte er bei der ersten Gelegenheit dem Herrn von Dahl sein Vergnügen über die gemachte Bekanntschaft mit seiner Fräulein Schwägerin, und entdeckte

ihm gerade zu seine Absicht mit ihr auf Ottenwalt. Dahl, der mit diesem izt in recht gutem Vernehmen stand und über seine veränderte Denk- und Handlungsweise eine wahre Freude hatte, fand diesen Einfall nicht für verwerflich. Ueberdies wußte er auch, daß Ottenwalt nach dem Tode seines schon sehr betagten Mutter-Onkels des Herrn v. Prunk, Erbe von vier ansehnlichen Gütern werden würde, und sah also, daß auch auf dieser Seite gut für seine Schwägerin gesorgt wäre, wenn hier eine Heurath zu Stande kommen könnte. Er dankte dem Pfarrer für seine gute Meinung, und ließ seine Schwägerin sogleich zu sich kommen, um zwischen ihr und Ottenwalt eine Bekanntschaft anzuspinnen.

Sophie von Ring, so hieß das Fräulein, vereinigte mit einer sehr angenehmen Bildung ein ungemein sanftes Männerherzen eroberndes Betragen. Gleich gut von Geist und Herz, ausgerüstet mit dem Scharfblick eines vieljährigen Menschenbeobachters, versehen mit der glücklichen Gottesgabe der muntern Laune und des frohen Scherzes, und mit keiner die Reize ihres Geschlechtes erhöhenden Habe stiefmütter-

lich

lich beschenkt, riß sie jeden, der sie kennen lernte, zur stummen Bewunderung hin. Der Mann von Kenntnissen und der seichte Kopf fanden Geschmack an ihrem Umgang; denn sie wußte zu jenem hinauf und zu diesem herabzusteigen. Sie vertrug die Schwächen anderer mit nachahmungswürdiger Geduld und verstand die große Kunst allen alles zu seyn, aus dem Grunde. Wohlerfahren in allen ihrem Geschlechte nöthigen Kenntnissen, fehlte es ihr auch nicht an Geschicklichkeit einer Hauswirthschaft vorzustehen, und sie übertraf hierinn sogar ihre beiden ältern Schwestern, die sich etwas zu frühe aus dem väterlichen Hause entfernt hatten. — — Ein so vorzügliches Mädchen war das Fräulein, das der kluge Waller für seinen Guthsherrn unter den vielen Töchtern des Landes zur Gemahlin auserseben hatte. Ihm selbst verbarg er seine Absicht, weil er niemals gerade zu für den von ihm angesehen seyn wollte, der er bei ihm war, und auch den Eindruck erst abwarten wollte, den das Fräulein auf ihn machen würde.

Sophie von Ring, die fast sechs Jahre nicht bei ihren Schwägern und Schwestern gewe-

wesen war, zog ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, da sie ankam. So viel Verstand, so viel lebhaften Witz, und so viel Grazie hatten sie noch nie bei ihr wahrgenommen. Sie führten sie insgesammt bei dem Herrn von Ottenwalt ein, und waren schon zum Voraus ihres Sieges über ihn gewiß. Ottenwalt fühlte auch wirklich schon bei der ersten Zusammenkunft die Macht ihrer Reize so stark, daß er einge Tage lang mit Waller beständig sprach, und ihn nach einigen Wochen bekannte, daß er sie liebe, und ihn ganz freundschaftlich fragte, ob es wohlgethan seyn würde, wenn er ihr seine Hand anböte? — Waller theils über das Zutrauen seines Herrn, theils über seine erreichte Absicht hoch erfreut, sprach hier mit solcher Wärme von den Vorzügen des Fräuleins, daß es eben so zu Herzen gieng, als es von Herzen kam. Ottenwalts Entschluß war gefaßt! Das Fräulein von Ring, die, weil sie sehr arm war, eben nicht die Spröde spielen durfte, gab ihm, da sie ihm ohnedies nichts weniger als abgeneigt war, gern ihr Jawort. Der Tag ihrer Vermählung wurde anberaumt und Herr v. Ottenwalt lud seinen Onkel, den Herrn von Prunk, zum Hochzeitfest.

Herr

Herr v. Prunk lebte etwa zehn Meilen von L. auf seinen Gütern. Er war ein ehrwürdiger Greis von acht und siebenzig Jahren, dessen Wachsthum an Tugenden, nach dem einstimmigen Urtheil aller derer die ihn genau kannten, mit seiner Zunahme an Jahren beständig gleichen Schritt gehalten hatte. Als ein schon mehr, als dreisigjähriger kinderloser Wittwer widmete er seine Kräfte und seine Tage ganz der Beförderung des Wohles seiner Unterthanen. Kein Guthsbesitzer in der ganzen Gegend lebte so einfach und prunklos als er, ob er gleich unter allen der Reichste war. Der Landesherr sagte er, muß sparen, damit er habe zu geben den Dürftigen in der Zeit der Noth. Wer wird denn meine armen Unterterthanen unterstützen, wenn ein Wetterschlag oder eine Viehseuche sie an den Bettelstab zu bringen droht, wenn ich es nicht kann; gab er einmal einen zur Antwort, der ihn fragte, für wen er denn spare, da er keine Kinder habe? — O! daß doch alle Großen der Erde, wie unser Guthsherr, dächten; riefen daher oft seine glücklichen Unterthanen voll Begeisterung aus, seegneten tausendmal den Tag, an welchem

chem er sie zu beherrschen anfieng, und keiner wünschte sich ihn zu überleben. — So allgemein geliebt und fast möcht ich sagen angebetet, lebte Herr von Prunk im Schooße der Seinigen unaussprechlich glücklich. Nur eins war, was zuweilen seine sonst heitre Stirne trübte, und dies eine war der Gedanke, wie es nach seinem Tode auf seinen Gütern zugeben werde. Sein einziger Erbe, sein Neffe Ottenwalt schien ihm nicht der Mann zu seyn, der in seine Fußstapfen treten würde und daher mußte freilich manchmal sein Herz, das von Vaterliebe gegen seine Unterthanen glühte, mit tiefer Betrübniß erfüllt werden. Lange hatte er indessen nichts von ihm gehört, als eine Einladung zur Hochzeitsfeier erschien. Voll Erwartung, ob der Wachsthum an Jahren keine Veränderung in der Denkart seines Neffen zu Wege gebracht habe, machte sich der würdige Greis auf die Reise nach L. Die Verbindung seines Neffen mit der Schwägerin der Herrn von Dahl und Millfing, die er als fürtrefliche Männer kannte, schien ihn zu berechtigen, sich in iener Hinsicht viele Hoffnung zu machen und spannte seine Erwartung sehr hoch.

Als er zu L. ankam, hatte Herr v. Ottenwalt eben Besuch von seiner Braut, seinen Schwägern und Schwägerinnen, und der Amtmann und der Pfarrer waren auch zugegen. — Herr von Prunk, der von der gänzlichen Umbildung seines Neffen nicht einmal einen Wink erhalten hatte und ihn nur als den leichtsinnigen, ausschweifenden Mann kannte, der er vor Wallers Erscheinung zu L. war, gerieth sogleich am ersten Abend über alles, was er sah und hörte, in eine nicht geringe Verwunderung. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir die steigende Aufmerksamkeit dieses würdigen Greises ganz ausmahlen wollten und begnügen uns daher nur im allgemeinen zu sagen, daß er nachher öfters äußerte, er habe nicht gewußt, ob alles Wirklichkeit, oder manches nur Täuschung wäre. Fünf Jahre mochte es etwa seyn, daß Ottenwalt bei ihm war, und ihn durch sein Betragen zu gegründeten Besorgnissen für seine Unterthanen veranlaßte, wie ganz anders aber fand er ihn izt? Woher diese glückliche Veränderung blieb seinem Scharfblick nicht lange unverhohlen, da er nähere Bekanntschaft mit den fürtreflichen Männern

nern Waller und Riel machte. Dahl und Millfing, denen er sein Vergnügen mittheilte, erdfneten ihm nun, wie geschäftig diese Biedermänner für das Wohl seines Neffen waren und stellte sie ihrem Verdienste gemäß in ihren ganzen Glanze dar. Ottenwalt erfuhr erst hier selbst ganz, was er ihnen schuldig sey und war vorzüglich über Waller ganz entzückt, weil er ihm ein so fürtrefliches Fräulein zur Gemahlin ausersehen hatte. Prunk war nicht weniger über diese Wahl erfreut, und begieng den Hochzeittag seines Neffen mit iugendlicher Lebhaftigkeit und Munterkeit.

Wenige Monate nachher that er seinem Neffen den Vorschlag völlig von seinen Gütern, als seinem Erbtheil, Besitz zu nehmen, weil die Gebrechen des Alters ihn zur Verwaltung seines Postens untüchtig zu machen anfiengen. Ottenwalt nahm diesen Vorschlag ohne die mindeste Einwendung an, weil er einsah, wie nützlich und gut es für ihn sey, sich izt seines Onkels noch als eines Führers und Rathgebers bedienen zu können; da er in einem weit größern Wirkungskreis versezt werden und statt seinem kleinen L. nun vier ansehnlichen Gütern

vor=

vorstehen sollte. Nichts war ihm unangenehm dabei, als daß er L. verlassen mußte. Die Trennung von Waller und Riel fiel ihm sehr schwer, denn sie waren seinem Herzen theuer geworden. Zum Zeichen seiner Dankbarkeit verordnete er bei seinem Abzug, daß sie lebenslänglich die iährlichen Einkünfte des Gütchens mit einander theilen sollten. — Da er auf den Gütern seines Oheims anlangte, wurde er mit lautem Jubel empfangen, denn dieser hatte schon dafür gesorgt, daß die üble Meinung, die seine Unterthanen von ihm hegten, verdrängt, und ihre Gemüther zu frohen Erwartungen gestimmt waren. Herr von Ottenwalt ließ auch diese Erwartungen nicht fehlschlagen, sondern zeigte sich in allen Stücken, als der würdige Nachfolger seines großen Oheims. Seine liebenswürdige Gemahlin wußte ihn stets so zu fesseln, daß kein Gedanke an Untreue in ihm aufstieg. Etwa zwei Jahre nach seiner Ankunft gieng sein Onkel in die für ihn gewiß sehr belohnende Ewigkeit über. Wenige Tage vorher schrieb er noch in den dankbarsten Ausdrücken an Waller und versicherte ihn, daß er nun dem Tode mit wahrer Freudigkeit entgegen

gegen sehe, weil er seinen Neffen ganz nach seinem Wunsche gebildet, und einen recht fruchtbaren Baum aus ihm gezogen habe. — — Aehnliche belohnende Aeusserungen hörten die verdienstvollen Männer Waller und Riel von Ottenwalt selbst, von seiner Gemahlin, von seinen Schwägern und von seinen gesammten Unterthanen. Jedermann achtete, schäzte und liebte sie, und die Summe des Guten, das sie durch beispiellosen Wandel, auszeichnende Berufstreue und durch ihre unzertrennliche Freundschaft stifteten, war überaus groß. Noch bis auf den heutigen Tag werden ihre Namen in iener Gegend mit Ehrerbietung und Hochachtung genannt. —

Pappenheim,

gedruckt bei J. J. Seybold, Hofbuchdrucker.

Stadt Land B.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Morus, Philipp C.

Miscellaneen für Menschenkenntniß und Moralität

Ansbach 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108827-8
VD18 12302589-001